Tages Woche
Freitag
26.08.2016 Nr. 35 Fr. 5.–

APOTHEKE STATT ARZT

Gesundheit

Die Gesundheitsversorgung steht vor grossen Veränderungen. Wir Patienten erhalten neue Ansprechpartner.

Seite 6

ANZEIGE

GROSSE WAHL-UMFRAGE: WIR WOLLEN IHRE MEINUNG!

Egal, was Sie denken: Ihre Meinung ist uns wichtig.
Machen Sie mit bei der grossen Umfrage von
TagesWoche und «bz Basel»:
http://www.tageswoche.ch/umfrage

Die Wahlen für den Grossen Rat, den Regierungsrat und die Wahl des Regierungspräsidiums des Kantons Basel-Stadt stehen vor der Tür.
Am 23. Oktober gilt es ernst. Finden Sie eher, «Basel macht es besser», oder möchten Sie «gemeinsam aufbrechen»?
Oder möchten Sie etwas ganz anderes – oder eher nichts?
Und was stört Sie in Basel? Haben Sie Sorgen? Oder keine?

Die Umfrage von TagesWoche und «bz Basel» wird vom renommierten Institut Sotomo durchgeführt.
Persönliche Daten werden keine gespeichert. Das Hinterlassen einer E-Mail-Adresse am Schluss der Umfrage ist freiwillig.

WER HAT DIE NASE VORN?

Erleben Sie die Präsentation der Ergebnisse der Wahlumfrage von «bz Basel» und TagesWoche durch Michael Hermann, Sotomo. Parteispitzen und Regierungsrats-kandidaten diskutieren und kommentieren.

DONNERSTAG, 08.09.2016

Türöffnung: 19.30 Uhr,
Beginn: 20.00 Uhr.
Freier Eintritt.

Ackermannshof,
St. Johanns-Vorstadt 19, Basel

bz BASEL Tages Woche

INHALT

Kunstmuseum

FOTO: NILS FISCH

Bernhard Mendes Bürgi tritt als Direktor des Kunstmuseums Basel ab. Und blickt zurück auf 15 Jahre zwischen wunderbaren Bildern und wirtschaftlichen Zwängen.

Seite 34

Burka-Streit

FOTO: KEYSTONE

Ein Thema wird hochgekocht: Georg Kreis über die Burka-Debatte.

Seite 28

Schwing- und Älplerfest

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Ein Basler zwischen Älplern: der Steinstösser Ramon Gysin.

Seite 32

Edit Oderbolz	S. 4
Bestattungen	S. 26
Kulturflash	S. 41
Kultwerk	S. 43
Zeitmaschine	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Kreuzworträtsel	S. 46
Impressum	S. 46

Medien

Der TV-Sender Joiz war schon vor seinem Begräbnis tot. Wer nur für die Sponsoren produziert, der wird scheitern. Knackeboul über das Ende seines Ex-Arbeitgebers.

Seite 27

TITELFOTO: GETTYIMAGES

EDITORIAL

Christian Degen
Chefredaktor

Wann gehe ich denn nun zum Arzt?

Das Schweizer Gesundheitssystem wird grundlegend umgebaut. Die Apotheker erhalten mehr Kompetenzen. Neu sollen sie impfen und verschreibungspflichtige Medikamente auch ohne ärztliches Rezept abgeben. Und sie sollen Patienten beraten, ob der Gang zum Arzt überhaupt notwendig ist.

Diese Änderungen sind Teil der Strategie «Gesundheit 2020», mit der der Bundesrat die Probleme in der Grundversorgung – zu wenige Hausärzte und zu hohe Kosten – lösen will. Doch die Sache hat noch einige Haken:

Wenn künftig Apotheker mit einer Zusatzausbildung – anstelle eines Arztes mit einem Medizinstudium – Diagnosen stellen, wird die Grundversorgung vielleicht etwas günstiger, aber qualitativ schlechter.

Zudem fordern Apotheker schon lange, Ärzte sollten keine Medikamente verkaufen, damit derjenige, der eine Krankheit bei einem Patienten feststellt, nicht vom Verkauf der Medikamente profitiert. Doch wenn der Apotheker die Diagnose stellt und gleich die passende Pille bereithält, vergrössert sich dieses Problem.

Mit der Aufwertung des Apothekerberufes sollen auch die langen Wartezeiten beim Arzt passé sein. In die Apotheke gehe man einfach ohne Termin.

Doch das funktioniert ganz sicher nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich den Apotheker im Quartier bitte, meinen Ausschlag in der Intimzone anzuschauen. Ich möchte das diskret zeigen. Das ist nicht anders als beim Arzt und muss noch besser koordiniert werden, da sonst kranke Patienten im Laden herumstehen.

Es ist sicher sinnvoll, dass Apotheker mehr Verantwortung übernehmen dürfen und nicht bloss als Heilmittel-Verkäufer angesehen werden. Aber die aktuelle Lösung ist längst noch nicht ausgereift.

tageswoche.ch/+33yqh ×

Weiterlesen, S. 6

Zum Apotheker statt zum Arzt, tageswoche.ch/+1iov8

PORTRÄT

Edit Oderbolz

von Karen N. Gerig

Es ist ein Weilchen her, dass Edit Oderbolz in der Region Basel in einer Einzelpräsentation zu sehen war. Jetzt stellt sie im Kunsthaus Baselland neue grossformatige Arbeiten aus.

Der Aufbau von Edit Oderbolz' Ausstellung im Kunsthaus Baselland begann mit einer Panne. Der Lieferwagen, der die Arbeiten der Künstlerin im Atelier abholen sollte, erwies sich als zu klein.

Doch wer nach dieser Episode denkt, hier sei tonnenweise Material herangekarrt worden, der merkt nun vor dem fertigen Werk, dass er falsch liegt. Denn Edit Oderbolz hat zwar die zwei grossen Shedhallen im Untergeschoss des Hauses an der Birs beinahe raumfüllend bespielt – die Installationen aber sind so luftig, dass man meint, das verwendete Material in zwei Kisten quetschen zu können.

Und natürlich irrt man sich wieder. Das Hauptmaterial in den beiden Arbeiten sind Armierungseisen – diese gerippten Eisenstangen, die wir von Baustellen kennen. Für das Werk «Pose» hat Oderbolz sie zu einer architektonischen Struktur zusammengeschweisst, die sich über mehr als 18 Meter zieht, bei 2,5 Metern Höhe. Das wiederum erklärt, warum der Lieferwagen zu klein war.

Edit Oderbolz mag solch grosse Installationen. Und sie mag es, diese in Ausstellungen zu sehen: «Diese Räume hier sind für mich Ausgangspunkt, um gross zu arbeiten. Eine Gelegenheit.»

Bewegung ist wichtig

Ihr Atelier hat Oderbolz im Bollag-Atelierhaus an der Gärtnerstrasse – seit 16 Jahren, seit es diese Ateliers gibt. «Ich fühle mich wohl da», sagt sie. Eine Aussage, die man auch auf Basel überhaupt beziehen könne. Denn obwohl die 50-Jährige viel gereist ist in den letzten Jahren, und dank mehreren Atelierstipendien in Berlin, Rotterdam oder Australien weilte oder eine Zeitlang jobbedingt in Lateinamerika unterwegs war, bleibt Basel ihre Homebase.

Hierher ist sie in den Neunzigern gezogen, um bildende Kunst zu studieren. Seither arbeitet sie immer dreidimensional, immer unter Einbezug des Raumes, geprägt durch eine handwerkliche Handschrift und mit dem Material im Fokus. Die Ausstellung im Kunsthaus Baselland ist allerdings ihre erste grössere Präsentation in der Region seit Längerem. Und dafür liess sie in der Shedhalle die Trennwand

Legt gerne selber Hand an: Edit Oderbolz vor ihrer 18-Meter-Installation «Pose». FOTO: DONATA ETTLIN

rausnehmen, um den Raum in seiner vollen Grösse bespielen zu können. Dort schlängelt sich jetzt die 18-Meter-Installation «Pose». Beim Umrunden der Arbeit verschiebt sich die Perspektive, tun sich immer neue Bilder auf. «Der Betrachter soll sich bewegen, das ist mir wichtig», sagt Oderbolz. «Nur so kann man sich auf das Werk einlassen, die Arbeit und den Raum wahrnehmen. Es ist ein Angebot, um eine Erfahrung zu machen.»

Die Struktur, die Oderbolz mit den Armierungseisen geformt hat, orientiert sich an Architekturen, die wir aus grossen Städten kennen. Unpersönliche Blocks, einst als Vision entworfen, heute ein Nährboden für Ghettoisierung. Oderbolz hat sich in letzter Zeit viel mit der Architektur der Postmoderne auseinandergesetzt: «Mir gefällt die positive Aufbruchstimmung, die sich darin findet, der Wille, etwas verändern zu wollen – auch wenn die Ideen oftmals dann gescheitert sind.»

Die Melone als Kontrapunkt

Auch die zweite Arbeit im Kunsthaus Baselland steht exemplarisch für diese Haltung. Sie geht aus von einem Zitat des Architekten Bernard Rudofsky, der den Beginn von Architektur in einer kleinen Geste findet: In der gefalteten Zeitung, die sich ein Mann zum Schutz vor der Sonne über den Kopf zieht. Dutzende Zeitungen bilden auf dem Kunsthausboden nun kleine Zelte, kleine private Räume. «Das hat etwas Poetisches, finde ich: Dass man aus einer Fläche mit nur einem Falz einen Raum schaffen kann», sagt Oderbolz.

Zwischen den Zeitungen liegen Wassermelonen. Köpfe. «Das mit den Wassermelonen war eine spontane Idee», erklärt Oderbolz. «Ich war in London und suchte etwas in der Grösse eines Kopfes – doch da war nur mein Kopf, und den konnte ich nicht verwenden. Und dann fand ich die Wassermelonen.» Und dabei blieb es, die grün-gelben Früchte bilden nun den organischen Kontrapunkt zu der von menschlicher Hand geschaffenen Architektur.

Und sie zeigen etwas, was in Oderbolz' Schaffen auch keinesfalls fehlen darf: eine Prise spielerischen Witz.

tageswoche.ch/+r9ucl ×

Edit Oderbolz, Kunsthaus Baselland, 31. August bis 6. November; Vernissage am Dienstag, 30. August, 18 Uhr.

«Gesundheit 2020»

Die Schweizer Gesundheitsversorgung hat ein Problem. In den Städten gibt es ein Überangebot, auf dem Land herrscht Mangel. Die Situation verschärft sich, Ärzte und Apotheker müssen ihre Zusammenarbeit nach Vorgaben des Bundes neu definieren. Der Konsument darf sich freuen.

FOTO: GETTYIMAGES

ZUM APOTHEKER STATT ZUM ARZT

von Andreas Schwald

Waren Sie in letzter Zeit beim Arzt? Sassen Sie wegen «etwas Kleinem» eine gefühlte Ewigkeit im Wartezimmer? Und gingen Sie nach der Konsultation leicht benommen in die Apotheke, wo Sie nochmals mit Informationen überflutet wurden, bevor sie endlich mit dem bisschen Medikament nach Hause oder zurück ins Büro konnten? Vielleicht gab Ihnen auch der Arzt selber gleich ein paar Pillen mit, denn je nach Kanton darf er das, um daran auch etwas zu verdienen.

So will es das Gesetz. Besser gesagt: So wollte es das Gesetz. Denn seit Anfang Jahr ist eine erste Gesetzesänderung in Kraft, die den Anfang einer Umwälzung in der nationalen Gesundheitsversorgung markiert. Dank dem ersten Teil der Teilrevision des Medizinalberufegesetzes dürfen Sie sich als Patient zum Beispiel direkt in der Apotheke impfen lassen. Und weil der moderne Apotheker auch über grundlegende Kenntnisse zu häufig auftretenden Gesundheitsstörungen und Krankheiten verfügen muss, darf er Sie in Zukunft beraten, ob der Gang zum Arzt überhaupt angezeigt ist oder ob nicht einfach ein Pülverchen oder eine Kapsel helfen könnte, das Problem zu lösen. Er darf dann auch Verschreibungspflichtiges selbst abgeben. Ohne separates Rezept vom Arzt.

Damit sehen sich die Schweizer Medizinal- und Gesundheitsberufe einer tiefgreifenden Veränderung ausgesetzt. Diese betrifft nicht nur das Zusammenspiel von Ärzteschaft und Apotheken, sie betrifft auch die Pflegeberufe, die Heime, die Spitex und alle andern Berufsleute, die in weissen Kitteln oder Schürzen der Förderung und dem Erhalt der Schweizer Volksgesundheit dienen. Das Ganze ist Teil der bundesrätlichen Strategie «Gesundheit 2020».

Traditionen geraten ins Wanken

Einen wesentlichen Impuls für die Neuordnung der Grundversorgung liefert der Nachwuchsmangel bei der Ärzteschaft in diesem Bereich. Den beklagt nicht nur die Verbindung der Schweizer Ärztinnen und Ärzte (FMH). Auch der Bund stellt fest: «In den letzten Jahren wurden in der Schweiz gemessen am Bedarf, der zur Sicherung der Gesundheitsversorgung nötig ist, zu wenige Ärztinnen und Ärzte ausgebildet.» So lautet die Botschaft, zuletzt im Februar 2016, in einem gemeinsamen Bericht des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI) und des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF).

Das betrifft nicht nur den Hausärztemangel, sondern das gesamte Spektrum der Arztberufe. Nach Angaben des Verbandes FMH haben 2015 insgesamt 863 Studierende das Medizinstudium abgeschlossen. Nötig wären für eine ausreichende Versorgung gemäss Bundesrat aber 1300 Masterabschlüsse pro Jahr. Die «Tagesschau» von SRF berichtete im April, dass bereits heute 2000 Hausärzte fehlen; in fünf Jahren sollen es bis zu 5000 sein.

Klar ist: Die Ärzte können die medizinische gesundheitliche Grundversorgung nicht mehr allein gewährleisten. Die Gesellschaft wächst und sie altert. Auftritt Apotheker: Die Pharmakologen sollen aus dem Schatten des Medikamentenverkaufs treten und eine weitaus aktivere Rolle in der Grundversorgung wahrnehmen.

Das Stichwort heisst «Interprofessionalität» – und das ist gleichzeitig ein Reizwort. Denn es bringt jahrzehntealte Traditionen und Besitzstände ins Wanken, von der sogenannten Selbstdispensation, dank der ein Arzt Medikamente verkaufen darf – und damit auch einen Zusatzverdienst einstreicht – bis hin zur medizinischen Erstabklärung, die traditionell klar bei der Ärzteschaft angesiedelt ist.

Wir sitzen nicht mehr im Wartezimmer, sondern gehen in die Apotheke, wenn wir Zeit haben.

Stellen wir uns also vor: Wir bemühen uns nicht mehr um einen Termin beim Arzt, wir sitzen auch nicht im überfüllten Wartezimmer, sondern wir gehen in die Apotheke, wenn wir Zeit haben, und können unsere kleine Befindlichkeitsstörung gleich vor Ort mit dem passenden Medikament behandeln lassen. Vielleicht sogar mit einem verschreibungspflichtigen, das wir derzeit nur über den Arzt erhalten.

«Beim Impfen ist das heute schon so», sagt Fabian Vaucher, Präsident des Apothekerverbandes Pharmasuisse: «Wir sehen in der Praxis, dass es sehr viele Leute gibt, die eine Impfung oder eine Auffrischung der Impfung brauchen, aber keinen Hausarzt mehr haben.»

Pharmasuisse arbeitet derzeit nach innen und nach aussen für das Modell der Interprofessionalität. Über die Verbundlösung der Medizinalberufe soll die Last der nationalen Grundversorgung auf mehrere Dienstleister im Gesundheitswesen verteilt werden. Aber bis allein die Apotheken ihren Teil umsetzen können, dauert es.

Vaucher erwartet die ersten neuen Apothekerinnen und Apotheker mit entsprechend angepasster Ausbildung erst per Ende 2019 auf dem Arbeitsmarkt. In der Zwischenzeit werden die älteren Semester über die Weiter- und Fortbildungspflicht mit Zusatzwissen nachgerüstet.

Angst vor Kompetenzgerangel

Die Neuverteilung von Kompetenzen weckt Ängste vor Besitzstandsverlust, und das aus guten Gründen. Vaucher: «Natürlich überlegen auch wir Apotheker, ob wir in unserem Fall künftig noch die grossen Experten in der Pharmakologie sind oder ob wir das Medikamenten-Know-how mit anderen Berufen wie zum Beispiel der Pflege teilen müssen.»

Das dürfe einer neuen Gesundheitsversorgung aber nicht im Wege stehen: «Wir brauchen ganz klar ein neues System, das den regionalen Strukturen Rechnung trägt», sagt Vaucher. Die Überversorgung im städtischen Raum und die Unterversorgung in Landgebieten sei eine Tatsache: «Das schaffen wir nur gemeinsam.»

Für den Konsumenten und Patienten heisst das im besten Fall: mehr Transparenz, eine höhere Versorgungsqualität, Chancengleichheit zwischen den über- und unterversorgten Regionen und am Schluss mehr Lebensqualität – zumindest wenn die Strategie des Bundes aufgeht.

Der Ärzteverband FMH zieht mit: «Die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Berufsgruppen wie Apothekern oder Pflegenden gilt es weiter zu fördern», sagt Präsident Jürg Schlup. Die Ärzte behalten sich aber klar vor: «Aus Gründen der Patientensicherheit muss die Diagnosestellung und die Behandlungsführung in ärztlicher Hand sein und bleiben.»

Aus Sicht des Apothekers Vaucher muss vor allem das «Kompetenzgerangel» zwischen den Berufsständen geklärt werden. Da der Bund zwar über das Medizinalberufegesetz Vorgaben macht, die Kan-

Vorteile für die Prämienzahler

Der Schweizer Verband der Krankenversicherer Santésuisse begrüsst die neuen Aufgabenbereiche der Apotheken in der Grundversorgung: «Die Apothekerschaft kann durchaus eine grössere Rolle wahrnehmen», sagt Verbandssprecher Christophe Kaempf. Die öffentlich zugängliche und meist gut erreichbare Apotheke könne die Ärzteschaft in ihrer Rolle als «Gatekeeper des Gesundheitssystems» in kleinen Bereichen entlasten. Das habe aus Sicht der Krankenkassen Vorteile auf der Kostenseite: Eine Grippeimpfung in der Apotheke koste um die 30 Franken, das sei einiges günstiger als beim Arzt und vor allem für Patienten mit hoher Franchise interessant, sagt Kaempf. Wenn dadurch die Durchimpfungsrate steige, sei das auch im Sinne der Versicherer.
Vonseiten der Kostenträger wünscht sich Santésuisse, dass durch den Systemwechsel die Leistungserbringung optimiert wird, die Chancen auf Therapieerfolge steigen und damit die Behandlungen insgesamt auch günstiger werden. Im Jahr 2014 machte der Anteil der Apotheken an den Kosten zulasten der obligatorischen Krankenversicherung 3,3 Milliarden Franken aus, das sind zwölf Prozent der insgesamt 28,7 Milliarden Franken.

tone aber in der Umsetzungspflicht stehen, seien die Fortschritte höchst unterschiedlich. Einige Kantone tun sich nach wie vor schwer, darunter Basel-Stadt, wo die Regierung vorerst eine Übereinkunft der beiden Berufsverbände fordert.

Dass die Berufsstände mit einem neuen System zu kämpfen haben, klingt auch bei FMH-Präsident Schlup an: «Wir pflegen einen offenen Dialog mit den Apothekern sowie den weiteren Gesundheitsakteuren. Klar sind die Ansichten manchmal unterschiedlich – aber letztlich können wir nur gemeinsam eine optimale Versorgung der Patienten erreichen.»

2017 folgt bereits der nächste Schritt

Nach der Anpassung des Medizinalberufegesetzes steht in den nächsten zwei Jahren der nächste Meilenstein an: Dann tritt das revidierte Heilmittelgesetz in Kraft. Eine Verordnung dazu gibt es noch nicht, jene zum Medizinalberufegesetz liegt immer noch bei der Bundesverwaltung.

Das neue Heilmittelgesetz öffnet den Apothekern weitere Türen. So regelt es unter anderem den vereinfachten Umgang mit Komplementärmedizin und den verstärkten Einsatz hochspezialisierter und spezifischer Medikamente, wie sie etwa gegen Hepatitis C eingesetzt werden.

Ab Inkrafttreten darf dann der Apotheker auch gewisse verschreibungspflichtige Medikamente ohne ärztliches Rezept abgeben.Womit der Dienstleistungsgesellschaft insofern Rechnung getragen wird, als der gestresste und ohnehin schon informationsüberreizte Patient mit seiner Befindlichkeitsstörung dann zu seiner Linderung kommt, wann er es will. Und nicht dann, wenn es der Terminkalender des Hausarztes erlaubt.

tageswoche.ch/+riov8 ×

«Gesundheit 2020» in Kürze

Mehr Qualität und tiefere Kosten dank neuer Struktur der Grundversorgung.

Neue Rolle für die Apotheken

von Andreas Schwald

Die Apotheker spielen in der neuen Grundversorgung der Schweiz eine stärkere Rolle als bisher. Seit Anfang 2016 ist die Apothekerschaft dazu verpflichtet, Impfungen durchführen zu können, um diese der breiten Bevölkerung anzubieten. Im September wird der Bundesrat voraussichtlich zudem einen Kurzbericht vorlegen, in dem er laut Fabian Vaucher, Präsident des Apothekerverbandes Pharmasuisse, aufzeigen soll, welche Rollen die Apotheken in der Grundversorgung wahrnehmen können.

Beim Kurzbericht des Bundesrates handelt es sich um die Erfüllung eines Postulats der Aargauer CVP-Nationalrätin Ruth Humbel, Verwaltungsrätin des Krankenversicherers Concordia und Mitglied in weiteren Aufsichtsgremien von Institutionen des Gesundheitswesens.

«Mit der gesetzlichen Regelung des Impfens in der Apotheke ist bereits eine erste psychologische Schranke gefallen», sagt Vaucher. Für den Verband gehe es nun auch darum, dass die Apotheke «zur ersten Wahl für den Eintritt in die Gesundheitsversorgung werden kann».

Die neue Rolle wolle der Verband nicht in Abgrenzung zur Ärzteschaft verstehen, sondern als Ergänzung. Angesichts des Medizinermangels, speziell bei den Hausärzten, müsse die Grundversorgung neu ausgestaltet werden, so Vaucher. Damit komme der Apothekerschaft als medizinischen Grundversorgern eine zunehmend wichtige Rolle zu, auch weil der Bund laut Strategie eine «höhere Selbstkompetenz aller Bevölkerungsgruppen in Gesundheitsfragen» anstrebt.

Das Konzept «Gesundheit 2020» des Bundes sieht vor, dass die Berufsleute im Gesundheitswesen in Zukunft enger zusammenarbeiten, und zwar namentlich in den Bereichen Diagnostik, Medikamentenabgabe und Therapie. Dafür wurde per Anfang dieses Jahres eine Teilrevision des Medizinalberufegesetzes in Kraft esetzt und auf das Jahr 2017 hin soll die Revision des Heilmittelgesetzes in Kraft treten.

Insgesamt soll mit einer niederschwellig orientierten Versorgung – unter anderem über Dienstleister wie Apotheker – die nationale Versorgungssicherheit erhöht und die Qualität gesteigert werden. Der Bund erwartet mit der Umsetzung der Strategie «Gesundheit 2020» auch eine Senkung der Kosten im Gesundheitssektor, die wegen der wachsenden und alternden Bevölkerung und aufgrund des medizinisch-technischen Fortschritts weiter steigen würden.

tageswoche.ch/+vhufj ×

Ab 2017 sollen auch Apotheken rezeptpflichtige Medikamente verschreiben können. FOTO: GETTYIMAGES

«Gesundheit 2020»

Der Chef-Pharmazeut der Universität Basel über die neuen Aufgaben der Apotheker, Futterneid und die kostentreibende Wirkung von Generika.

«Es braucht die Apotheke als niederschwellige Anlaufstelle»

von Andreas Schwald

Mit Aufgaben wie Impfungen und Diagnostik stehen die Apotheker in der Schweizer Grundversorgung neu stärker in der Pflicht. Dieser Schritt sei richtig, sagt Christoph Meier, Chef-Pharmazeut der Uni Basel. Sorgen macht ihm vor allem die allgemeine Kostenentwicklung im Gesundheitssektor.

Herr Meier, seit Anfang Jahr stehen die Apotheker gesetzlich stärker in der Pflicht, die medizinische Beratung und Betreuung der Patienten sicherzustellen. Nur: Wie kommt der Apotheker mit einem beratungsresistenten Patienten wie mir klar, der ohne grosses Gerede Aspirin oder ein Antiallergikum kaufen will?

Das ist ein wichtiger Punkt. Ich habe es selbst tausende Male erlebt, dass gut gemeinte Ratschläge oder Tipps gar nicht erst ankommen. Die Beratung ist eine Gratwanderung zwischen Überforderung des Patienten und Unterinformation, was uns wiederum auch angreifbar und haftbar machen kann.

Wie reagieren Sie auf diese Herausforderung?

Es ist die grosse Kunst zu erkennen, was wirklich wichtig ist – und damit auch den Patienten und seine Bedürfnisse zu erfassen. Die zunehmende Reizüberflutung der Menschen ist dabei natürlich nicht gerade dienlich, wir werden ja konstant mit Informationen bombardiert. Und dann kommt noch der Apotheker und will mir wichtige Informationen geben, wenn ich doch nur ein bestimmtes Produkt oder eine bestimmte Dienstleistung haben will. Das gleiche Problem hat die Ärzteschaft übrigens zunehmend auch.

Und wie schaffen Sie den Spagat zwischen Heilmittelverkäufer und Grundversorger?

Die Apotheker haben das alles schon vor der Revision getan. Mit der Definition des Berufsinhaltes über das Medizinalberufegesetz übernehmen wir nun aber auch ganz klar die rechtliche Verantwortung. Man gibt da nicht nur einen guten Tipp ab, den der Patient entgegennehmen kann oder nicht. Denn mit einer entsprechenden Verordnung wird man haftbar, wenn etwas schiefgeht oder nicht funktioniert. Für uns ist in erster Linie also die gesetzliche Verankerung neu. Damit werden wir jetzt erste Erfahrungen sammeln müssen. Aber unter dem Strich ist es ganz gut, dass die Beratungstätigkeit aus der gesetzlichen Grauzone gehoben wurde und jetzt entsprechend anerkannt wird.

Der Apotheker impft, er diagnostiziert, kann behandeln und muss das jetzt auch aktiv in der Grundversorgung tun können, um dem Hausärztemangel zu begegnen – was ist vom ursprünglichen Beruf denn noch geblieben?

Christoph Meier
ist Vorsteher des Departements für Pharmazeutische Wissenschaften der Universität Basel und seit 2009 Leiter der Apotheke des Universitätsspitals Basel. Er ist auf Pharmakoepidemiologie spezialisiert, also auf die «Lehre von dem, was mit/in der Bevölkerung durch die Arzneimittel geschieht». Meier arbeitete unter anderem in Basel, Zürich und Boston. Er ist verheiratet und lebt in Riehen.

«Wir erleben grossartige Entwicklungen, regelrechte Durchbrüche, aber die Kosten sind enorm», sagt Christoph Meier.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Geblieben ist relativ viel. Diese Dienstleistungen sind an sich nichts Neues, die Diagnose gehörte schon immer zum täglichen Geschäft: Können wir jemanden so versorgen? Müssen wir ihn zum Arzt oder in den Notfall schicken? Oder raten wir ihm von etwas ab? Die Politik hat jetzt reagiert und gesetzlich salonfähig gemacht, was wir schon länger praktiziert haben. Es ist quasi eine logische Entwicklung des Berufsstands aufgrund dessen, was die Gesellschaft von uns erwartet.

«Die Politik hat jetzt reagiert und gesetzlich salonfähig gemacht, was wir schon länger praktiziert haben.»

Traditionell war der Apotheker der Giftmischer, einer, der mir ein Medikament herstellen konnte, damit es mir besser ging. Heute übernehmen das die Pharmafirmen. Bleibt da nicht nur noch der Verkauf?

Nein, was die Herstellung von Pharmazeutika angeht, hat sich wenig geändert. Das gehört schliesslich immer noch zum Beruf. Die Rezeptur wird sicher nicht aussterben und findet übrigens häufiger statt, als viele Leute meinen: Eine durchschnittliche Apotheke hat zwischen zwei und drei, je nachdem auch bis zu fünf oder mehr Herstellungen pro Tag. Das geht von Produkten für die Dermatologie bis hin zur individuellen Herstellung von Medikamenten für bestimmte Patienten. Also nur weil man das Neue gesetzlich festgeschrieben hat, heisst das noch nicht, dass man das Alte über Bord wirft.

Impfen, Diagnostik, medizinische Beratung: Damit rücken die Apotheker zunehmend in ein Feld vor, das bislang von Hausärzten dominiert war. Und gerade von dort kam auch Widerstand gegen die neue Rolle der Apothekerinnen und Apotheker. Wie sehen Sie das Einvernehmen mit der Ärzteschaft heute?

Das Verhältnis war tatsächlich getrübt. Ein Begriff, der vieles vergiftete, ist die Selbstdispensation, also das System, das es in einigen Kantonen den Ärzten erlaubt, selber Medikamente zu verkaufen. Das verzerrte den Markt auf beide Seiten hin und führt zu einer ungesunden Distanz zwischen den beiden Berufen: Keiner spricht mehr so richtig mit dem anderen.

Wie äusserst sich das?

Der Arzt schickt den Patienten lieber nicht in die Apotheke, und die Apotheke versucht wiederum, den Gang zum Arzt hinauszuzögern. Das ist natürlich ganz und gar nicht im Sinne der medizinischen Versorgungsqualität und erst recht nicht des Patienten. Diese Zweiteilung war stets schon sehr mühsam und färbte schliesslich nicht nur auf den beruflichen, sondern auch auf den privaten Umgang ab, weil man sich oft als Konkurrenten sah.

In neun Kantonen – unter anderem in Basel-Stadt und im Aargau – ist die Selbstdispensation traditionell verboten. Ein Paradies für Apotheker?

Ein Paradies nicht, aber in Basel-Stadt ist die Situation tatsächlich ganz anders.

Können Sie das ausführen?

Hier erleben wir immer wieder, dass die Ärzte froh um die Apotheker sind, gerade auch im Bereich einiger medizinischer und basisdiagnostischer Aufgaben. Denn ob das Blutdruckmedikament wirkt oder nicht, lässt sich ebenso gut in der Apotheke bestimmen. Da muss der Patient nicht extra einen Arzttermin vereinbaren und im Wartezimmer sitzen. Man teilt sich also ein und kann auch darauf vertrauen, dass der Apotheker niederschwellig an den Arzt überweist, wenn er sich nicht sicher ist oder erkennt, dass eine Überweisung angezeigt ist. In den Spitälern ist das Einvernehmen zwischen den Berufen übrigens oft hervorragend. Schliesslich findet dort dieser Wettbewerb ums Einkommen auch nicht statt. Unter dem Strich ist die Auseinandersetzung um die Selbstdispensation also rein wirtschaftlich motiviert.

Also Futterneid.

Ja, das kann man so sagen. Denn die Wertschätzung unter den Berufsständen ist grundsätzlich hoch. Ärzte und Apotheker wissen beide, dass sie ein anstrengendes und qualitativ sehr anspruchsvolles Studium absolvieren müssen. Beide Berufe respektieren sich gegenseitig. Die Auseinandersetzungen beginnen dann, wenn es einen Konkurrenzkampf ums Geld gibt. Und das ist natürlich sehr, sehr schade.

«Je niederschwelliger die Versorgung, desto besser.»

Die Margen auf den Medikamenten sind doch längst nicht mehr so hoch, dass eine ernsthafte Bereicherung stattfinden könnte.

Klar, es gab Fälle, in denen die Selbstdispensation auf die Spitze getrieben worden ist. Generell können wir aber nicht von einer Bereicherung sprechen. Einige Ärzte stellen sich auch auf den Standpunkt, dass es ihnen lieber sei, Medikamente unkompliziert selbst abzugeben, als dass bei Einlösung eines Rezepts dann ein umständlicher Anruf mit Rückfragen aus der Apotheke komme. Wobei auch in so einem Fall nicht sichergestellt ist, dass der Patient das Medikament ordnungsgemäss einnimmt, wenn überhaupt.

Trotzdem geht es um eine Verdienstmöglichkeit.

Ja, insgesamt geht es durchaus um eine Verdienstmöglichkeit, bei der man dann lieber mal etwas mehr Medikamente abgibt, so im Stil von «nützts nüt, schadts nüt».

Und wie ist das bei den Apotheken?

Bei den Apotheken ist das anders: Hier spielt es keine Rolle, ob einer ein begnadeter Verkäufer ist oder nicht. Man gibt, was nötig ist, weil es der Patient auch selbst bezahlt und nicht die Krankenkasse, wie bei den verschriebenen Medikamenten.

Und der Patient steht zwischen den Fronten.

Die Patienten bekommen erstaunlich wenig davon mit. Die Hauptauswirkung für sie ist die: Wenn der Arzt das Medikament verschreibt, übernimmt es die Kasse. Wenn man es in der Apotheke auf eigene Faust kauft, bezahlt man es selbst. Der Patient will eine schnelle, saubere, gute und bezahlbare Lösung. Die wenigsten interessiert, wer wie viel womit verdient. Es ist auch nicht die Aufgabe der Patienten, so weit zu denken. Jeder will eine möglichst gute Leistung für die Prämien, die er bezahlt, und dafür habe ich vollstes Verständnis. Am Schluss überwiegt immer der Convenience-Gedanke, also die Annehmlichkeit. Je niederschwelliger die Versorgung, desto besser.

«Die neue Generation der Apotheker wird auch in komplexen Fällen Lösungen bieten können.»

Dem kommt der Gesetzgeber entgegen, indem er die niederschwellige Versorgung durch die Apotheken fördert. Was bedeutet das für die Patienten?

Die Patienten dürfen sich darüber freuen, dass die jungen Apothekerinnen und Apotheker noch stärker und strukturierter darauf ausgebildet werden und auch sehr hohe Ansprüche in der Fort- und Weiterbildungspflicht erfüllen müssen. Die neue Generation wird vermehrt auch in komplexen und teilweise strittigen Fällen Verantwortung übernehmen und Lösungen bieten können. Man muss also nicht mehr zwingend mehrere Tage auf einen Termin in einer Arztpraxis warten, sondern kann eine erste Konsultation dann wahrnehmen, wenn es einem passt. Der gesetzliche Druck ist da: Wir müssen diese Dienstleistung anbieten, und das auf garantiert hohem Niveau und dokumentiert. Das führt zu einem bezahlbaren, schnellen und niederschwelligen Angebot.

Basel hat eine ausgeprägte Nähe zur Pharmaindustrie. Wie stark ist deren Einfluss auf den Pharmamarkt, insbesondere mit den Generika?

Man muss nicht darüber diskutieren, ob es Generika auf dem Markt braucht oder nicht. Man muss sich aber die Frage stellen, wie geht Big Pharma, also die forschende Industrie, mit Generika um. Für viele waren Generika ein Segensbringer, weil sie glaubten, dass damit die Medika-

Wird ein Generikum unter verschiedenen Namen mehrfach verschrieben, ist das gefährlich. FOTO: KEYSTONE

mentenpreise sinken. Eine Vollkostenrechnung hat bis jetzt aber niemand gemacht, auch kein Gesundheitsökonom. Aber ich bin überzeugt, dass sich die Preise neuer Medikamente wegen der Generika eher verteuert haben.

Das müssen Sie erklären.

Jede Firma muss nach der Milliardeninvestition in ein neues Medikament innert weniger Jahre die Kosten decken. Da nach dem Ablauf des Patentschutzes die Generika den Markt übernehmen, muss die Industrie in einer kürzeren Zeit die Kosten decken und daran etwas verdienen – mit höheren Preisen. Insofern wird sich zeigen, dass sich möglicherweise ein unbeabsichtigter gegenteiliger Effekt eingestellt hat: Die Dynamik hat sich beschleunigt und damit auch der Kostendruck.

Das ist die Sicht der Industrie. Patienten und Krankenkassen begrüssen die Kostenentwicklung.

Generika-Firmen machen eine sehr gute Arbeit und produzieren sehr gute Medikamente. Aber es stimmt, gerade die Kassen glauben, mit der Förderung von Generika viel Geld gespart zu haben. Die Vollkostenrechnung wird aber anders aussehen. Es gibt mittlerweile unzählige Produkte mit demselben Wirkstoff, die teilweise mehrfach verschrieben werden. Wir sehen das immer wieder bei Patienten zu Hause: Bis zu drei Mal genau dasselbe Medikament, einfach mit anderen Namen und für jeweils etwas anderes verabreicht. Das ist nicht nur gefährlich, weil es zu schwerwiegenden Überdosierungen führen kann. Der Patient bezahlt auch mehrfach für genau dasselbe Produkt. Da befinden wir uns schnell in einer Schattenrechnung, die schier nicht quantifizierbar ist, weil keiner mehr den Überblick behalten kann. Wir sehen uns angesichts dieser Lage also ganz neuen Herausforderungen gegenüber: Herausforderungen an Compliance, Sicherheit und Kostenüberblick.

«Ich bin überzeugt, dass sich die Preise neuer Medikamente wegen der Generika eher verteuert haben.»

Das grössere Problem ist aus Ihrer Sicht also der Markt?

Im Moment öffnet sich auf dem Markt eine Schere. Die Gesamtsumme der Medikamentenausgaben steigt. Während in den meisten Bereichen die Ausgaben sinken oder stagnieren, räumen vor allem ein paar wenige, hoch innovative und extrem teure Medikamente für wenige Patienten das Feld ab. Da einige von diesen Therapien auch über die Grundversicherung abgedeckt werden, kurbeln sie die Kassenbelastung stark an. Ein Beispiel ist die Hepatitis-C-Therapie, die ein absoluter Durchbruch war: Eine Therapie eliminiert das Virus komplett, das sonst zu massiven Leberschäden führt. Das gab es vorher noch nie. Doch das kostet – und zwar bis zu 100 000 Franken.

Was trotzdem grossartig für den Einzelnen ist.

Absolut! Aber es führt zu Millionenkosten für die Gesamtheit der Prämienzahler. Wir erleben gerade grossartige Entwicklungen in der Forschung, teilweise regelrechte therapeutische Durchbrüche, aber die Kosten sind enorm. Auf der anderen Seite beobachten wir die Generika-Entwicklung, wo die Preisfrage massiv auf den Markt drückt. Dass diese Schere derzeit immer weiter aufgeht, macht mir Sorgen. Eines muss man sehen: Ohne Medikamente wäre unsere Lebenserwartung um zig Jahre tiefer. Wir wollen als Gesellschaft immer weiter kommen, wir wollen Krankheiten besiegen, in einigen Fällen vielleicht sogar den Tod, und die Forschung geht im Moment in Riesenschritten voran. Aber wir müssen uns auch darüber klar werden, wie wir das als Gesellschaft finanzieren können und wollen.

tageswoche.ch/+xzfbh ×

IMMOBILIEN

SKY LIGHTS
SCHOREN

BESICHTIGEN SIE UNSERE
3.5-ZIMMER-MUSTERWOHNUNG
Schorenweg 38, 12. OG – jeden Do 18 – 19 Uhr

GROSSE LOGGIA, HERRLICHER WEITBLICK

Über den Dächern Basels am Schorenweg 36 und 38.

Überdurchschnittlich geräumige 3.5- und 4.5-Zimmer-Wohnungen ab 6. OG. Offener Wohn- und Kochbereich mit sehr heller und hochwertiger Küche. Moderne und grosszügige Duschen und Badezimmer. Einbauschränke im Eingangsbereich sowie eigener Waschturm. Minergie-zertifiziert, nachhaltig gebaut und mit Top-Aussicht ab 6. OG. Geeignet für Singles bis Familien.

INTERESSIERT?
Nehmen Sie mit dem Vermietungsteam Kontakt auf:
061 338 35 80, info@skylights-schoren.ch, skylights-schoren.ch

burckhardtimmobilien

PROJEKTVORSTELLUNG
2. September / 16 – 19 Uhr
in Füllinsdorf (Giebenacher-strasse/ Bodenacherstrasse)

- **Top Wohnlage beim Dorfkern mit Fernblick und viel Sonne!**
- 211 m² Wohnfläche / 6 – 7 Zimmer
- Raumhöhe ca. 2.55 Meter
- Grundstücksgrösse bis 473 m²
- Innenausbau nach Wunsch
- VP ab Fr. 1'225'000.00 inkl. 2 Carports und Nebenraum

NUR noch 3 Häuser im Verkauf!

Elisabeth Zihlmann
RE/MAX Immobilien Steinentorberg 18
CH-4051 Basel, T +41 61 465 98 88

remax.ch
RE/MAX Immobilien

SENNIMMOBILIEN

Auf dem Sonnenhügel!
In **Oberwil,** Bertschenackerstrasse/ Storchenweg, vermieten wir nach Vereinbarung moderne, lichtdurch-flutete

3- und 4-Z'Maisonettewhgn.
1. OG mit bis 186 m²

- 2 grosse Hallen
- Wohnküche mit GWM/Mikrowelle
- Bad/WC und Gäste-WC
- Dusche/WC mit WM/Tumbler
- Garderobe und Ankleideraum
- Parkettböden mit Bodenheizung
- grosse beheizte Veranda ca. 18 m²
- Abstell- und Estrichabteil
- Keller ca. 43 m² und Weinkeller

Mietzins ab CHF 2580.– exkl. NK
Einstellhallenplatz CHF 140.–

SENNIMMOBILIEN-OBERWIL
TELEFON 061 402 00 70
www.sennimmobilien.ch

In **Basel/Neubad,** Nähe **Neuweilerplatz,** neue Eigentumswohnungen zu verkaufen

URBANIUM.CH
by Degelo Architekten: degelo.net
2½-Zi.-Whg. ab Fr. 540 000.–
3½-Zi.-Whg. ab Fr. 680 000.–
4½-Zi.-Whg. ab Fr. 900 000.–
Bezug ab ca. 12/2017
Top Immobilien AG **061 303 86 86**
info@top-immo.ch **www.top-immo.ch**

HIER KÖNNTE IHR INSERAT STEHEN.

Gegen Verhaftungen

Ein Haftrichter sperrt Linksautonome wochenlang weg, seine Partei will den Protest dagegen niederschlagen lassen.

Soli-Demo für die «Basel 8»

von Renato Beck

Heute Freitagabend soll es in der Basler Innenstadt zu einer Solidaritätsdemo für inhaftierte Linksautonome kommen. Dafür wird seit Tagen auf einschlägigen Websites und mit Plakaten geworben. Die offene Mobilisierung ist ungewöhnlich, üblicherweise erfolgen derartige Aufrufe über SMS an eine ausgesuchte Empfängerschaft.

Anlass für die geplante Kundgebung ist die Festnahme von 14 Personen an einer von heftigen Krawallen überschatteten Demonstration Ende Juni. Damals zogen Dutzende Personen, die von der Polizei dem linksextremen Milieu zugeordnet wurden, durch die Innenstadt und warfen etwa die Scheiben der Helvetia-Versicherung ein, die für ein umstrittenes Neubauprojekt am Steinengraben verantwortlich zeichnet.

Dabei kam es zu wüsten Auseinandersetzungen in der St. Johanns-Vorstadt, bei der sowohl Demonstranten wie auch Polizisten verletzt wurden. Die Aktivisten beschreiben die Krawalle als «Umzug gegen Rassismus, Repression und Vertreibung, während dem verschiedene staatliche und kapitalistische Strukturen angegriffen wurden.»

Verachtung des Staates

Sie behaupten weiter, dass sich die Gefangenen vom 24. Juni nicht nur aufgrund der angeblich begangenen Gesetzesverstösse in Untersuchungshaft befinden: «Sie sitzen dort wegen einer politischen Haltung, die ein Umzug, wie er an diesem Tag stattfand, zum Ausdruck bringt: Die Ablehnung und Verachtung dieses Staates, seiner Gesetze und all seiner repressiven Instrumente (sic!).»

Von den «Basel 8», wie die Festgenommenen genannt werden, sitzen nach Angaben der Basler Staatsanwaltschaft noch fünf in Untersuchungshaft. Gegen sie laufen Verfahren wegen Landfriedensbruch, Gewalt und Drohung gegen Behörden und Beamte sowie wegen qualifizierter Sachbeschädigung.

Sämtliche Inhaftierten haben Beschwerde eingelegt, mindestens zwei wurden vom Appellationsgericht gutgeheissen, weitere Urteile sollen bis Ende Woche folgen. In einem Fall, den die Advokatur des Basler Strafverteidigers Alain Joset betreut, ordnete das Gericht die sofortige Freilassung an. Josets Klient war wegen Verdunkelungs- und Fortsetzungsgefahr zunächst für fünf Wochen inhaftiert worden, am 29. Juli wurde die Untersuchungshaft dann um weitere sechs Wochen verlängert.

Joset kritisiert die lange Untersuchungshaft – und dabei vor allem den seit Januar zuständigen Haftrichter Marc Oser (SVP): «Die Aufgabe des Haftrichters ist es, die Grundrechte der Inhaftierten zu schützen. Davon ist derzeit nichts zu spüren.» Oser ist eine besondere Figur. Anders als unter Richtern üblich ist er in die Parteiarbeit stark eingebunden, leitet etwa interne Wahlen.

Osers Partei ist es denn auch, die in einer Mitteilung lautstark auf die geplante Kundgebung aufmerksam macht. Die Basler SVP verlangt von der Polizei, die Demo «umgehend aufzulösen». Im Wortlaut schreibt die Partei: «Die SVP erwartet, dass diese unbewilligte Kundgebung bereits zu Beginn aufgelöst wird und, nicht wie beim letzten Mal, keine Kundgebung (sic!) mit erheblichem Sachschaden durch die Stadt ermöglicht wird.»

Zudem behauptet die SVP, Angehörige des Polizeikorps würden sich «Sorgen um ihre eigene Sicherheit am kommenden Freitag machen».

Das Justiz- und Sicherheitsdepartement will gegenüber der TagesWoche nicht auf die Forderung von SVP-Präsident Sebastian Frehner eingehen. Verwiesen wird auf die geltende Praxis: «In Anbetracht des grundrechtlichen Schutzes der Demonstrationsfreiheit und der Tatsache, dass die Durchführung einer unbewilligten Demonstration lediglich eine sogenannte Übertretung darstellt, wäre es unverhältnismässig, jede nicht bewilligte Kundgebung unter allen Umständen aufzulösen. Eine andere Geschichte sind Krawallmacher, die vorsätzlich Menschen angreifen und fremdes Eigentum kaputt machen.»

Wie die Polizei am Freitag ran- und vorgeht, hängt also von ihrer Einschätzung der Demoteilnehmer ab. Und dazu sagt sie bloss, sie sei «bestmöglich auf alle Eventualitäten vorbereitet».

tageswoche.ch/+hdm3c ×

Stiller Protest oder lauter Krawall – das ist die grosse Demo-Frage. FOTO: MARC L. STÖCKLI

Immer mehr Menschen werden immer älter, damit steigt auch der Aufwand für die Pflege – die Frage ist, wer zahlt.

Altersheimfinanzierung

Baselland senkt die Ergänzungsleistungen für Aufenthalte in Alters- und Pflegeheimen – und das zieht weitreichende Folgen nach sich, warnt Curaviva-Präsident Sandro Zamengo.

«Mehrkosten für Gemeinden in Millionenhöhe»

FOTO: GETTYIMAGES

von Gabriel Brönnimann

Sprengstoff versteckt sich zuweilen gut. «Positionspapier zur Totalrevision des Ergänzungsleistungsgesetzes und zur Verordnung zum Ergänzungsleistungsgesetz» heisst die Mitteilung, die der Verband Curaviva Baselland am Montag an Baselbieter Gemeindeverwaltungen, Landräte und Medien in der Region versandte. Der Verband vertritt die Interessen der 35 Baselbieter Alters- und Pflegeheime – und damit von 3500 Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern und 300 Lernenden.

Curaviva bittet die Gemeinden, «das Factsheet an den Gemeindepräsidenten und die zuständigen Gemeinderäte weiterzuleiten». Diese sollten es sich womöglich trotz des sperrigen Titels einmal ansehen. Denn es steht Brisantes im Text.

Schrauben an der Kostenstruktur

Es geht um das Geschäft 2016-167, mit dem der Regierungsrat die Kostenstruktur der Pflegeheime verändern will. Die Regierung schreibt in ihrer Vorlage, dass zwar «die Kostenstrukturen der Pflegeheime … teilweise nicht unmittelbar verbessert werden». Kosteneinsparungen würden sich aber «mittel- bis langfristig einstellen», verspricht sie.

Curaviva sieht das komplett anders und schlägt Alarm.

Worum geht es? 3000 Menschen leben in Baselbieter Heimen. Tendenz steigend – im Baselbiet nimmt der Anteil der älteren und ältesten Einwohner stetig zu. Entsprechend steigen auch die Kosten weiter an.

Am 31. Mai 2016 unterbreitete der Baselbieter Regierungsrat dem Landrat das Geschäft 2016-167. Es sieht vor, dass bei Ergänzungsleistungen (EL) eine Obergrenze eingeführt wird für die anrechenbaren Kosten für Aufenthalt und Betreuung für Bewohnerinnen und Bewohner in einem Pflegeheim oder Spital – eine Obergrenze von 170 Franken. Und: Zwischen den Gemeinden soll «fiskalische Äquivalenz» eingeführt werden. Damit soll gewährleistet werden, dass «für jede Gemeinde der Anreiz stark ansteigt, die finanzielle Steuerung der eigenen Heime wahrzunehmen».

Die komplizierten Worte bedeuten schlicht: Der Ansatz ist für alle Gemeinden gleich – für gross und klein, für reich und arm. Ganz egal, was der Betrieb eines grossen Betriebs kostet. Und wie Curaviva schreibt, ungeachtet dessen, dass «die demografische Entwicklung diese Zusatzbelastung in den nächsten 25 Jahren massiv verschärfen» werde. Es sei zwar «unbestritten», dass man eine Obergrenze einführen müsse – aber die vom Kanton Basel-Landschaft vorgesehene sei viel zu tief. Curaviva möchte eine EL-Obergrenze von 210 Franken pro Tag (bzw. von 220 Franken für Demenzplätze).

In der Vernehmlassung von Geschäft 2016-167 meldeten laut Geschäftsbericht einzig die SP und die Grün-Unabhängigen Vorbehalte gegenüber dem Geschäft an.

«Faktisch zieht sich der Kanton damit vollständig aus der Finanzierung der Altersversorgung zurück.»

Sandro Zamengo, Präsident Curaviva BL

Sandro Zamengo, Präsident von Curaviva BL und Direktor des Alterszentrums Am Bachgraben Allschwil/Schönenbuch, wünscht sich grösseren Widerstand. «Der Regierungsrat des Kantons Baselland hat den Maximalbetrag von 170 Franken pro Tag bei den anrechenbaren Kosten für Aufenthalt und Betreuung für Bewohnerinnen und Bewohner in einem Pflegeheim oder Spital bei den Ergänzungsleistungen vorgeschlagen. Das soll so per 1.1.2018 in Kraft treten», erklärt er. «Mit den Vorbereitungen, zum Beispiel Anpassungen der Gemeindereglemente, wird damit schon nächstes Jahr begonnen.»

Laut Zamengo seien sich manche Gemeinden womöglich noch nicht im Klaren darüber, was da auf sie zukomme: «Faktisch zieht sich der Kanton damit vollständig aus der Finanzierung der Altersversorgung zurück, gibt die Verantwortung an die Gemeinden ab», so Zamengo. «Ich weiss nicht, ob alle Gemeinden schon richtig mitbekommen haben, was da auf sie zukommt. Aber gerade für bevölkerungsreiche Gemeinden in Stadtnähe – Allschwil, Binningen, Oberwil, Therwil, Muttenz etc. – bedeutet dieser Entscheid jährliche Mehrkosten in Millionenhöhe.»

Rechenbeispiele

Dies, so Zamengo, weil die bisher gültige Solidarfinanzierung nur noch bis zur EL-Obergrenze ziehe. Der Altersheim-Leiter gibt ein Beispiel: «Angenommen, die Rundum-Betreuung einer dementen Person kostet 300 Franken pro Tag: Wenn Sie dafür nur noch 170 Franken bekommen, und 50 Franken pro Tag sind aus dem Einkommen und Vermögen der Person gedeckt – dann werden die fehlenden 80 Franken in Zukunft jeden Tag von der Gemeinde gedeckt werden müssen.»

Bis anhin, so Zamengo, habe der Kanton an die EL zwei Drittel der Kosten, die Gemeinde einen Drittel bezahlt.

Curaviva habe durch eine externe Firma errechnen lassen, dass der Tax- und der Kosten-Durchschnitt für die relevanten EL-Leistungen (Hotellerie und Betreuung) in Baselland rund 207 Franken für «normale» Heime, im Bereich Demenz rund 220 Franken pro Tag betragen.

«Der Kanton schiesst da mit seinen 170 Franken voll unten rein», moniert Zamengo, und fügt an: «Im Kanton Basel-Stadt liegen die vergleichbaren Taxen ab 2017 bei 190.10 Franken pro Tag für ‹normale› Heime und bei 213.10 Franken für ‹Demenzheime›. Es kann ja nicht sein, dass wir im Nachbarkanton 40 Franken drunter sind.» Es werde für die Gemeinden, die die Differenz berappen müssten «brutal».

Für Zamengo ist der Entscheid des Regierungsrats ein «politischer Entscheid, der im momentanen Sparwahn gründet». Das Argument der finanziellen Steuerung lässt er nicht gelten: «Man suggeriert, die Gemeinden hätten nun ein Steuerungsinstrument in der Hand, um die Kosten ihrer Heime zu senken oder zu lenken. Doch die Leistungsvereinbarungen zwischen den Alterszentren und den Gemeinden gibt es schon seit 15 Jahren – die Gemeinden haben längst ein funktionierendes Instrument. Der Kanton streut den Gemeinden bloss Sand in die Augen.»

Am Ende, so befürchtet der Interessenvertreter, seien die Heime das schwächste Glied in der Kette: «Wenn dann etwas nicht funktioniert, falls die Leistung nicht mehr stimmt, wird man bei uns reklamieren. Es muss verhindert werden, dass die Sparübungen einfach auf uns abgewälzt werden.» Das Altersheim-Geschäft sei nicht lukrativ, man könne nicht einfach 40 Franken runter. «Sonst können Sie keine Abschreibungen mehr machen für Sanierungen, Betten und Ausbau oder Geld sprechen für Weiterbildung oder irgendwann wieder Lohnerhöhungen – nichts. Das geht in einem Kanton, dessen Bevölkerung rasch überaltert, unmöglich auf.»

tageswoche.ch/+9qpn4 ×

Regierungsratswahlen

Die BastA!-Politikerin Heidi Mück hat einst die Staatsgewalt bekämpft, jetzt will sie Regierungsrätin werden.

Die Wut hat sich gelegt

von Renato Beck

Ein unscharfes Foto von 1981 zeigt eine hagere junge Frau mit kurz geschorenen Haaren. Es gibt keinen Hinweis auf den Gemütszustand der 17-Jährigen, aber befragt man sie heute zu dieser Zeit, muss man annehmen, sie war seelisch zerrüttet. Vielleicht passt die Unschärfe ganz gut, denn Heidi Mück erzählt von einer schwierigen Jugend: «Ich war ein Mädchen voller Wut, es ging mir damals nicht gut.»

Mück war, als der Fotograf auf den Auslöser drückte, auf dem Weg an eine Anti-AKW-Demo in Deutschland. Sie war in der Basler Besetzerszene unterwegs, gehörte zu den Aktivisten im Autonomen Jugendzentrum, einem besetzten Postgebäude in der Hochstrasse. Schlüsselerlebnis ihrer Jugend war der Suizid zweier Schulkollegen. «Da sind junge Menschen am System verzweifelt», sagt sie. Mück flüchtete ins AJZ – und in die Konfrontation: «Macht aus dem Staat Gurkensalat.» Die Losung führte sie bis in die Haftzelle.

Mittlerweile ist Heidi Mück 52 Jahre alt, hat drei Söhne, haust in einer Genossen-

Heidi Mück hat klare Vorstellungen: Sie will ins Erziehungsdepartement. FOTO: NILS FISCH

schaftswohnung in Kleinhüningen. Und jetzt will sie die erste Regierungsrätin der Linkspartei BastA! werden. Das wütende Mädchen von damals, das den Staat zerschlagen wollte, will an dessen Spitze.

Mück hat sich früh festgelegt: Sie will ins Erziehungsdepartement. Will die unter Christoph Eymann in alle Richtungen gewucherten Strukturen zurückschneiden. «Da wurden so viele Projekte lanciert, wie der ‹Burzelbaum› oder ‹gesunde Ernährung›, dass die Lehrer kaum mehr Luft haben, sich um den Unterricht zu kümmern.» Jedes Projekt habe für sich genommen eine Berechtigung, doch in der puren Masse sei es zu viel geworden. Mück spricht von einer Häufung von Burnouts, von Lehrern, die ihr Pensum runterschrauben, um nicht kaputtzugehen. «Die Lehrer werden alleingelassen», klagt sie.

Erfüllungsgehilfin der SP?

Mück nimmt für sich in Anspruch, die Zustände im Departement genau zu kennen. Sie sass in der Bildungskommission des Grossen Rats. Als Gewerkschafterin hat sie 18 Jahre lang die Interessen der Lehrer vertreten. Sie war selber Rhythmiklehrerin auf Primarstufe. Schon bald habe sie gedacht, «dass da etwas grundlegend schiefläuft». Mück begegnete Kindern, die euphorisch in die Schule eintraten, aber nach zwei, drei Jahren den Unterricht verfluchten. Sie fragte sich: «Wie konnte es passieren, dass diese Kinder so schnell ihre Neugier verloren haben?»

Wird sie gewählt, will sie den Selektionsdruck in der Primarschule zurücknehmen. Sie kritisiert die grossen Leistungsprüfungen «Checks», die schon in der 3. Klasse einsetzen. Sie will in der Primarschule die Kinder in ihrem Tempo lernen lassen, und erst vor dem Übertritt in die Sekundarstufe überprüfen, wo die Stärken und Schwächen liegen.

Dass im Erziehungsdepartement im nächsten Jahr die Götterdämmerung anbricht, ist eher unwahrscheinlich. Mück hat nur Aussenseiter-Chancen und ihr bürgerlicher Kontrahent für den Posten, LDP-Mann Conradin Cramer, hat für den Fall eines Wahlsiegs Kontinuität angekündigt.

Ihre Chancen schmälert, dass sie im linken Fünferticket zwar mitgetragen wird, aber die dominanten SP-Regenten die Grüne Elisabeth Ackermann favorisieren. So zumindest nimmt man das im linken Parteiflügel wahr, wo die Stimmung, kaum hat der Wahlkampf begonnen, bereits gereizt ist. Ackermann werde von den SP-Regierungsräten bevorzugt und mit Mück ein falsches Spiel getrieben, heisst es. Mücks Aufgabe sei es, die Stimmen am linken Rand einzusammeln und so den Machterhalt zu sichern. In der Regierung wolle man die streitbare Linke aber nicht.

Mück sagt dazu bloss: «Ich bin relativ eigenständig. Wenn sich die SP jemanden wünscht, der zu allen Kompromissen Ja sagt, bin ich die Falsche. Wenn sie aber eine linkere Regierungspolitik will, dann bin ich eine verlässliche Partnerin.»

Für Vorbehalte hätten die SP-Regierungsräte gute Gründe. Selbst mitten im gemeinsamen Wahlkampf hinterfragt Mück ihre Partner: «Es gibt eine Strömung in der Sozialdemokratie, die den Kapitalismus ein bisschen sanfter, ein bisschen weicher machen will, aber ihn dadurch zementiert. Der Deal ist: Die Firmen sollen sich so wohl wie möglich fühlen und das Steuergeld, das dabei anfällt, wird ein wenig unter den Armen verteilt.»

Mück wird mitgetragen, aber die SP-Regenten favorisieren die Grüne Elisabeth Ackermann.

Die BastA!-Co-Präsidentin fordert, ganz die Klassenkämpferin, mehr Umverteilung: «Es kann ja nicht sein, dass immer mehr Leute beim Schwarzen Peter anstehen und gleichzeitig die Konzerne in Basel Riesengewinne einfahren.»

Kann das gutgehen, machterprobte, politisch flexible SP-Regierungsräte und die unerschütterliche Linke? Mück sagt: «Wir müssen ja nicht Busenfreunde werden. Ich will mit ihnen zusammenarbeiten und was wichtig ist: Wir haben eine Ebene, auf der wir konstruktiv streiten können.»

Den Kapitalismus überwinden

Spricht man mit Annemarie Pfeifer, EVP-Grossrätin und damit politisch unverdächtige Zeugin, erhält man den Eindruck, dass sich Heidi Mück unversöhnlicher gibt, als sie ist. Pfeifer sagt: «Sie ist eine sehr dossiersichere und prononcierte Politikerin. Sie hat ihren Standpunkt immer klar vertreten, aber letztlich auch Hand geboten für Kompromisse.»

Mück sagt, sie ziehe ihre Kraft heute aus kleinen Veränderungen. «Ich kämpfe nicht mehr nur gegen das System, ich versuche, kleine Verbesserungen herauszuholen, die den Menschen direkt zugute kommen», beschreibt sie ihren Wandel.

Tut sie also nicht genau das, was sie den Sozialdemokraten vorwirft?

Mück widerspricht: «Meine Vision geht weiter. Ich will den Kapitalismus überwinden.» Die meisten linken Politiker trauen sich diesen Satz höchstens noch zu flüstern. Wenn Heidi Mück ihn sagt, tut sie das so bestimmt, dass ja kein Zweifel an ihrer revolutionären Gesinnung aufkommt.

tageswoche.ch/+4kame ×

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?
1. Die Wohnsituation: Als Mietervertreterin bekomme ich hautnah mit, wie Menschen verzweifeln, wenn sie ihre Wohnung nicht mehr zahlen können oder die Kündigung droht.
2. Die soziale Sicherheit: Von der Sozialhilfe leben zu müssen ist keine angenehme Situation. Der Grundbedarf ist sehr knapp bemessen und die Teilnahme am sozialen Leben ist schwierig, wenn kein Restaurant- oder Kinobesuch drinliegt.
3. Die Zukunftsperspektiven für Kinder und Jugendliche: Insbesondere für Eltern ist es ein wichtiges Anliegen, dass ihre Kinder eine gute Ausbildung machen können und eine ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechende Lehrstelle oder Arbeit finden.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?
Weil ich vielfältige Erfahrungen und Fähigkeiten mitbringe, klare politische Positionen vertrete und den Fokus auf die Anliegen der weniger privilegierten Menschen lege, aber trotzdem das grosse Ganze nicht aus den Augen verliere. Und weil die Regierung von Basel-Stadt linker und weiblicher werden soll.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?
Ich habe immer einen ganzen Stapel auf dem Nachttisch – meistens aus der Stadtbibliothek – und lese sie parallel, je nach Lust und Laune. Aktuell Margaret Atwoods «Das Jahr der Flut» und Pierre Rabhis «Glückliche Genügsamkeit».

Steckbrief
Geboren: 1964.
Politische Laufbahn: 1995 BastA!-Mitbegründerin, seit 2014 Co-Präsidentin. 2001 bis 2004 Mitglied des Bürgergemeinderates und Arbeitnehmervertreterin am gewerblichen Schiedsgericht. 2004 bis Mai 2016 Mitglied des Grossen Rats. Aktuell Mietervertreterin an der Schlichtungsstelle für Mietstreitigkeiten, Co-Präsidentin Stiftungsrat Frauenhaus beider Basel, Co-Präsidentin Trägerverein Quartiertreffpunkt Kleinhüningen und ehrenamtliches Engagement.
Beruflicher Werdegang: Matura in Basel, abgebrochenes Studium, Ausbildung zur Gymnastikpädagogin. Rhythmiklehrerin. Ab 1995 Gewerkschaft Erziehung, dann beim VPOD Region Basel zuständig für den Schulbereich. Ab 2013 Verantwortliche für Kommunikation und politische Arbeit beim Forum für die Integration der Migrantinnen und Migranten (FIMM Schweiz) in Bern. Seit Juli 2015 Geschäftsleiterin des Netzwerks FachFrauen Umwelt (FFU-Pee).
Familiäres: Lebt zusammen mit ihrem Partner, mit dem sie drei Söhne hat.

Regierungsratswahlen

Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger will mit der Spitalplanung mit Baselland endlich einen grossen Schritt machen.

Auf der Suche nach der Erfolgsstory

Bloss nicht auffallen – das, so könnte man

von Jeremias Schulthess

Lukas Engelberger weiss, was ihm gut ansteht. Ob wir die Fotos nicht draussen machen möchten, fragt er, mit dem Universitäts-Kinderspital als Hintergrund; dem Prestigebau, den Baselland und Basel-Stadt 2010 gemeinsam verwirklichten.

ANZEIGE

So sieht sich Engelberger am liebsten: als Gesundheitsdirektor, der die Spitäler vereint. Für das Foto ungeeignet, sagt der Fotograf. Enttäuscht stellt sich Engelberger vor die weisse Wand im Eingang des Kinderspitals und zieht angestrengt die Mundwinkel hoch.

Engelberger ist seit zwei Jahren Vorsteher des Basler Gesundheitsdepartements. Das bedeutet: komplizierte Tarifsysteme, undurchsichtige Interessenverbindungen und milliardenschwere Player; in diesem Umfeld muss sich der Gesundheitsdirektor zurecht finden. Er habe sich bereits einen guten Überblick verschafft, sagt Engelberger, der bis 2014 bei Roche tätig war und dessen Ehefrau als Ärztin arbeitet, bis Ende August als Oberärztin am Kantonsspital Baselland.

Engelberger ist einer, der sich nicht in den Vordergrund drängt. Seit er 2014 als Nachfolger von Carlo Conti (CVP) in den Regierungsrat gewählt wurde, blieb er farblos.

Spitalplanung auf Augenhöhe

Arbeit gäbe es genug für den CVP-Strahlemann: Der Kanton Basel-Stadt hat seit Jahren die höchsten Gesundheitskosten und Prämien. Und was tut der Gesundheitsdirektor? Er produziert Präventionsvideos für den Umgang mit Hunden («Du & Hund»), organisiert WGs für Studenten und Rentner («Wohnen für Hilfe») und finanziert sechs Praxisassistenzen in Basel-Stadt, um Hausärzte zu entlasten.

Es ist eine Politik der kleinen Schritte. Bloss nicht auffallen – das, so könnte man den Eindruck gewinnen, ist die Devise von Engelberger.

Diese Devise zeigt sich auch beim Cannabis-Pilotprojekt, an dem sich Basel-Stadt beteiligt. Während Genf und Zürich vorangehen und in den Apotheken Cannabis an Kiffer abgeben, testet man in Basel das Betäubungsmittel mit einigen Kranken. Selbstmedikation – mehr will Engelberger nicht wagen.

«Der enge Fokus dieses Projekts hat mit einer gewissen Vorsicht zu tun», sagt Engelberger. Die Abgabe an Jugendliche beispielsweise sei für ihn nicht ganz unproblematisch. Er möchte nicht provozieren, wichtig sei, seriös vorzugehen, sagt Engelberger – CVP-Politik «at its best».

Seine Zurückhaltung steht zwar grossen Schritten im Weg – sie hat aber auch Vorteile: Bei der Spitalplanung mit Baselland wird Engelberger das zugetraut, was seine Vorgänger verpassten: eine konstruktive Lösung mit dem Partnerkanton.

Engelberger und sein Baselbieter Amtskollege Thomas Weber (SVP) agieren auf Augenhöhe – was bei Conti und dem verstorbenen Peter Zwick (CVP) nicht der Fall war. Hier der Basler Charakterkopf, dort der ausdruckslose Baselbieter. Weber und Engelberger hingegen, gleichermassen unscheinbar in ihrer Erscheinung, könnten das neue Dream Team im Gesundheitsbereich werden.

meinen, ist die Devise von Lukas Engelberger. FOTO: ALEXANDER DER GROSSE

Den grossen Wurf in der Spitalplanung wollen die beiden noch im September präsentieren – just ein paar Wochen vor den Regierungsratswahlen. Es ist das Projekt, auf das Engelberger seit knapp zwei Jahren hinarbeitet. Es soll seine Erfolgsstory werden. Auch wenn die Pläne schon Anfang August der BaZ zugespielt wurden und bereits kontrovers diskutiert werden.

Humorvoller Typ

Der 41-jährige Engelberger erscheint als Regierungsrat zwar blass, privat sei er jedoch ein humorvoller Typ, sagen Leute, die ihn seit Jahren kennen. Nach dem zweiten Bier könne er eine ganze Abendgesellschaft unterhalten. Der Grund für seine Reserviertheit als Regierungsrat liegt wohl im Respekt vor dem Amt. Er will einen guten Eindruck hinterlassen und in Harmonie regieren.

So stört es ihn auch nicht, als «ausgeprägter Pro-Europäer», als den er sich bezeichnet, mit einem SVP-Kandidaten für das bürgerliche Viererticket zu posieren. «Die Differenz in der Europapolitik ist offensichtlich», erklärt Engelberger, der einst flammender Befürworter eines EU-Beitritts war. Regierungsratswahlen seien jedoch auch Persönlichkeitswahlen. Und deshalb habe er «überhaupt keine Probleme, mit Lorenz Nägelin in einem Team aufzutreten».

Überhaupt steht der CVP-Mann in manchen Fragen – zum Beispiel bei der Velo-Politik – näher bei Rot-Grün, als beim bürgerlichen Quartett. Engelberger sieht das anders. Er sei nun mal Velofahrer! «Meine bürgerliche Einstellung sieht man vielmehr an der Frage, wo Entscheidungen fallen sollen: Ich als CVP-Politiker finde, der Einzelne soll möglichst viele Entscheidungen treffen.» Sobald der Einzelne aber überfordert sei,«müssen Gemeinden, Kantone, der Bund und irgendwann auch internationale Institutionen Entscheidungen treffen».

tageswoche.ch/+6bobo ×

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?
Dass unsere offene, liberale Gesellschaft durch terroristische Attacken infrage gestellt wird.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?
Ich konnte mich in den vergangenen zwei Jahren in die Gesundheitspolitik einarbeiten und möchte meine Ziele – unter anderem die gemeinsame Spitalplanung mit Baselland – auch in der kommenden Legislatur im Regierungsrat umsetzen.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?
«Feuernacht» von Yrsa Sigurdardottir – es hilft mir hoffentlich, die Ferienstimmung nach unserer Islandreise etwas zu verlängern.

Steckbrief
Geboren: 1975.
Werdegang: Studium der Rechtswissenschaften, Erwerb des Anwaltspatents, Promotion, Unternehmensjurist bei Hoffmann-La Roche (2003–2014). 2004 in den Grossen Rat gewählt, Präsident der Wirtschafts- und Abgabenkommission, 2014 Wahl in den Regierungsrat.
Familiäres: Engelberger ist verheiratet und Vater von drei Kindern. Er ist der Neffe von Ex-Nationalrat Edi Engelberger (FDP). Seine Frau, bisher Oberärztin am Kantonsspital Baselland, ist gerade dabei, sich selbstständig zu machen. Die Familie lebt im Gundeli.

Europa-League-Final

Budget massiv überschritten

von Dominique Spirgi

Am 18. Mai schlug der FC Sevilla den FC Liverpool im Final der Fussball-Europa-League. Der Austragungsort Basel freute sich, den Grossanlass ohne nennenswerte Probleme gemeistert zu haben. «Dem Kanton Basel-Stadt ist es gelungen, sich als guter Gastgeber zu präsentieren», schreibt die Regierung in einer Medienmitteilung.

Ende gut, alles gut? Nicht ganz. Denn die Kosten für die Sicherheitsmassnahmen haben das Budget der Kantonspolizei gesprengt. Der Einsatz der Polizeikräfte aus Basel und einigen weiteren Kantonen sowie aus Grossbritannien und Spanien kostete 1,95 Millionen Franken. Das waren 1,35 Millionen mehr, als aus dem ordentlichen Budget bezahlt werden kann. Die Regierung musste nachträglich eine Kreditüberschreitung in dieser Höhe bewilligen.

«Für die Kantonspolizei Basel-Stadt war die Gewährleistung der Sicherheit anlässlich des Spiels der grösste Einzeleinsatz in ihrer zweihundertjährigen Geschichte», schreibt die Regierung. «Das war bei der Planung des Anlasses nicht vorhersehbar», präzisiert Sprecher Marco Greiner auf Anfrage. «Als wir den Anlass 2014 zu planen begannen, gingen wir davon aus, ihn aus dem ordentlichen Budget finanzieren zu können.»

Verschiedene Umstände hatten aber einen massiven Mehraufwand zur Folge: die verschärfte Sicherheitslage wegen der Terroranschläge in Frankreich; die Aufforderung von Liverpool-Trainer Jürgen Klopp an die Fans seiner Mannschaft, auch ohne Tickets nach Basel zu reisen; und drittens war Liverpool gegen Sevilla ein Traumfinal, der viele Fans anlockte.

Zusätzliche Public-Viewing-Zonen

Der Ansturm der Liverpool-Fans hatte auch abseits der Sicherheitskosten einen Mehraufwand zur Folge. Geplant war eine neutrale Fanzone auf dem Münsterplatz. Kurzfristig wurden auf Clara- und Barfüsserplatz zwei Public-Viewing-Zonen eingerichtet. Diese Zusatzmassnahme kostete 200 000 Franken.

In der Medienmitteilung nicht erwähnt werden die Kosten für die nachträglichen Feiern, zu denen das Justiz- und Sicherheitsdepartement das Polizeikader und die Kollegen von den BVB, dem Sportamt und vom Flughafen einlud. Wie das «Regionaljournal» Basel von SRF berichtete, wurden für eine zweite Feier die 30 Kaderleute vom «Kernstab Sicherheit» zu einem Rundflug mit der «Tante Ju» geladen.

Über die Kosten dieser Feiern kann Regierungssprecher Greiner keine Angaben machen. Sie dürften aber einen sehr geringen Teil der Sicherheitskosten ausmachen. Ebenso die Fussbälle, die den eingesetzten Polizisten überreicht wurden.

tageswoche.ch/+8o7ws ×

Jöö der Woche

Mini-Minipigs für den Zolli

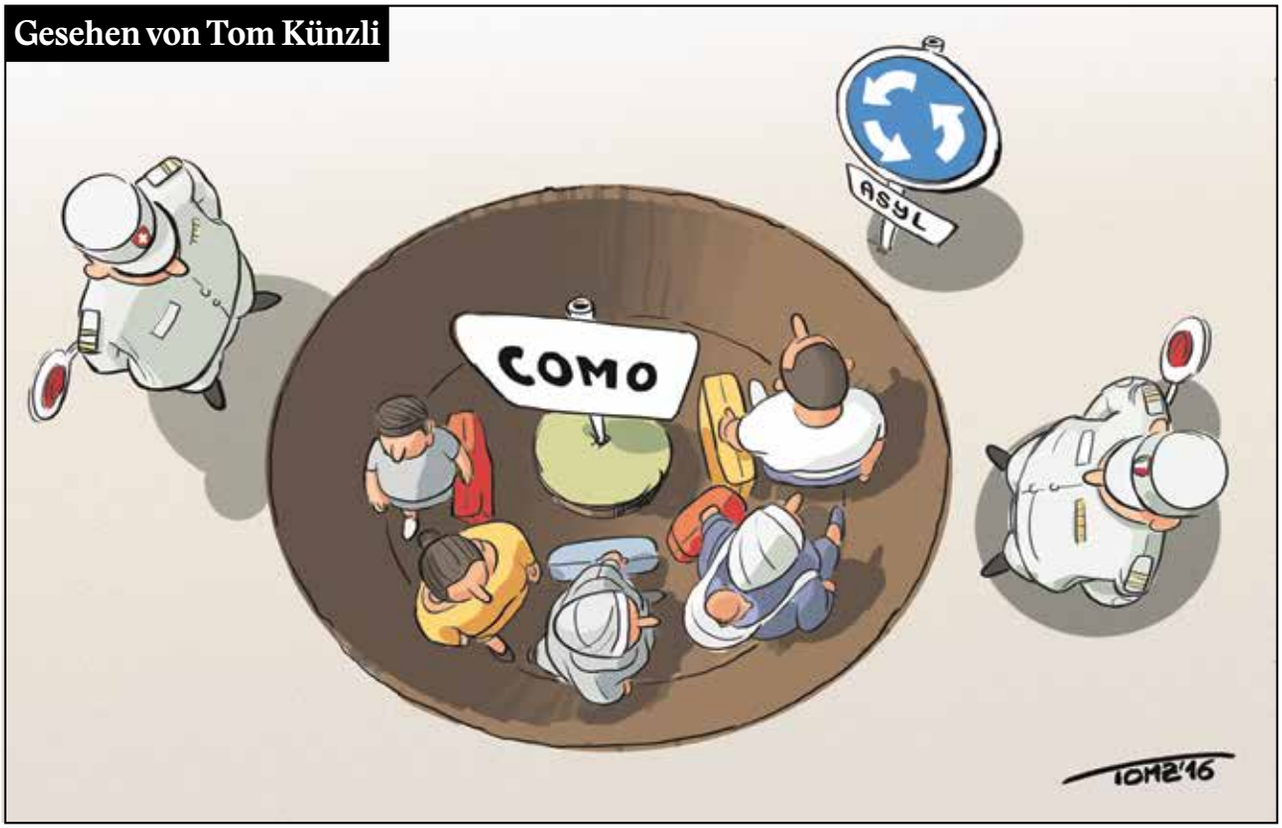
von Simone Janz

Minipig Jolly brachte im Kinderzoo des Zoo Basel am 14. August acht Mini-Minipigs zur Welt. Vier Weibchen und vier Männchen sind es, drei von ihnen schwarz und fünf schwarzweiss gescheckt.

Von den acht Mäulern, die Jolly nun zu stopfen hat, können andere Minipig-Mütter nur träumen: Die Wurfgrösse sei nämlich eher klein, teilt der Zoo Basel mit. Mit fünf Paar Zitzen – wie sie alle Schweine-Weibchen haben – sollte sich das Gedränge in Grenzen halten und keines ihrer Babys zu kurz kommen.

tageswoche.ch/+f7dek ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Bildung

Megaprüfung in der Messehalle

von Tino Bruni

So viele junge Menschen haben in Basel noch nie gemeinsam in einem Raum über den Testbogen ihrer Abschlussprüfungen geschwitzt: 1330 Kandidatinnen und Kandidaten nahmen diese Tage an der Berufsprüfung der technischen Kaufleute teil. Diese gilt als grösste Prüfung schweizweit und erstreckt sich über drei Tage.

Die Infrastruktur dazu stellt seit über zehn Jahren das Congress Center Basel (CCB). Die schriftlichen Prüfungen finden im Obergeschoss von Halle 1 statt, wo für alle die gleichen Bedingungen herrschen müssen, wie das CCB schreibt. Dafür sitzt jeder Teilnehmer an einem Tisch, der zur nächst vorderen Reihe im Abstand von exakt 155 Zentimetern steht, und der nächste Tischnachbar sitzt mindestens 140 Zentimeter weit entfernt.

So weit, so fair. Doch bei 1330 Teilnehmern im Raum müsste es doch eigentlich eine Möglichkeit zum Spicken geben! Falsch, weiss Kommunikationsleiterin Edith Thalmann. Die Organisatoren der Prüfungen, der Schweizerische Verband technischer Kaderleute Anavant, habe zahlreiche Studentinnen und Studenten aufgeboten, die dafür sorgen sollen, dass es bei den Prüfungen mit rechten Dingen zu und her geht.

Prüfungsstadt Basel

Technische Kaufleute finden in praktisch allen Branchen eine Einsatzmöglichkeit, sei dies als Einkäufer, technische Berater, Sachbearbeiter im Kundendienst, Verantwortliche für die Materialwirtschaft oder als Verkäufer. Mit erfolgreichem Abschluss haben technische Kaufleute gemäss Anavant das Rüstzeug, um eine untere oder mittlere Kaderposition einzunehmen. Entsprechend beliebt ist die Ausbildung.

Der schriftliche Abschluss der technischen Kaufleute ist der Höhepunkt im Prüfungskalender des CCB. Dort stehen die Prüfungstische regelmässig im Einsatz. Mehr als 3500 Leute werden im Jahr 2016 im Kongresszentrum oder in der Messe Basel eine Prüfung absolvieren. Im Februar machten dort zum Beispiel rund 800 angehende Marketingfachleute ihren Abschluss, im Juni und November sind es insgesamt 300 künftige Hausärzte und im August um die 300 Marketing- und Verkaufsleiter.

tageswoche.ch/+qszow

ANZEIGEN

ZITA-ЩАРА

KAMMERSTÜCK VON
KATHARINA FRITSCH UND ALEXEJ KOSCHKAROW

12. JUNI – 2. OKTOBER 2016

KÜNSTLERGESPRÄCH

KATHARINA FRITSCH
ALEXEJ KOSCHKAROW

FREITAG, 2. SEPTEMBER 2016
19 UHR, AUF DEUTSCH

Katharina Fritsch und Alexej Koschkarow im Gespräch mit Robert Fleck, Kunstkritiker und Historiker, Professor für Kunst und Öffentlichkeit an der Kunstakademie Düsseldorf

Die Veranstaltung ist kostenlos. Platzzahl beschränkt.
Ausstellung geöffnet von 11.00 bis 21.00 Uhr.
Weitere Informationen unter www.schaulager.org

SCHAULAGER®
LAURENZ-STIFTUNG

Ruchfeldstrasse 19, CH-4142 Münchenstein/Basel
T +41 61 335 32 32, www.schaulager.org

Erfahrener Landschaftsgärtner übernimmt sämtliche Gartenarbeiten inkl. Abfuhr

076 572 40 49

FENSTERABDICHTUNG
Montage: vor Ort im Montagewagen
• Energiesparend (ca. 25%)
• Lärmdämmend (ca. 50%)
• Umweltschonend
• Kostenbewusst
wir sind spezialisiert...
Reissen Sie Ihre Fenster und Türen nicht heraus, wir sanieren sie!
F+T Fensterabdichtung GmbH
Eptingerstrasse 48, 4132 Muttenz
Tel. 061 763 04 70
www.fensterabdichtung.ch

Literatur-Openair
Sandra Hughes
Arno Camenisch
Laura de Weck
26. August 2016, 19.30
Bibliothek Schmiedenhof
Im Schmiedenhof 10, Basel
Eintritt frei (freiwilliger Beitrag)
GGG Stadtbibliothek Basel

Bildstoff 360°

tageswoche.ch/360

Cali

Mit Schleier hinter schwedische Gardinen: Diese Bräute werden in Kolumbien zur Hochzeit hinter Gitter geführt, wo gleich 17 Paare auf einmal getraut werden. Hoffen wir, dass sie die Ehe nicht als Gefängnis erleben werden.

JAIME SALDARRIAGA/ REUTERS

Tel Aviv

Was an Badestränden in Europa für heftige Diskussionen sorgt, ist in Israel Alltag: Die einen gehen halb nackt ins Meer, die anderen halten sich züchtig bedeckt.

BAZ RATNER/REUTERS

Amatrice

Nach dem Beben in Mittelitalien suchen Helfer nach Verschütteten, während die notdürftig versorgten Betroffenen das Geschehene noch nicht richtig fassen können.

EMILIANO GRILLOTTI/ REUTERS

Gandhinagar

Angehörige der Dalit protestieren mit Unterstützung durch die oppositionelle Kongresspartei gegen die zunehmende Gewalt gegen ihre Volksgruppe. Die indische Polizei zeigt offenbar keine Scheu, die «Unberührbaren» anzufassen.

AMIT DAVE/REUTERS

Agartala

Reinblasen oder abbeissen? Zum Janmashtami-Fest zu Ehren von Hindu-Gott Krishna wurden diese Mädchen entsprechend eingekleidet. Die kleinen Göttinnen scheinen von ihrer Rolle noch etwas verwirrt.

JAYANTA DEY/REUTERS

Bestattungsanzeigen

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Delac-aux-dit-Gay-Nydegger, Rosa Maria, von Le Locle/NE, La Chaux-de-Fonds/NE, 30.01.1929–22.08.2016, Ochsengasse 10, Allschwil, Trauerfeier: Dienstag, 30.08., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Fidale-Bigland, Sandra Gordon, aus dem Vereinigten Königreich, 20.04.1961–20.08.2016, Brennerstrasse 82, Allschwil, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Rieder-Bitterlin, Gertrud, von Rothenfluh/BL, 12.03.1932–18.08.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ruf-Steiner, Theresia, von Murgenthal/AG, 20.05.1916–17.08.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 01.09., 14.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Arlesheim

Butz, Adolf, von Basel/BS, 10.07.1924–21.08.2016, Bromhübelweg 15, c/o Stiftung Obesunne, Arlesheim, Trauerfeier: Dienstag, 30.08., 15.00 Uhr, im Dom Arlesheim.

Parrinello-Merkel, Hildegard Maria, von Arlesheim/BL, 03.01.1952–20.08.2016, Untertalweg 4, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 26.08., 13.30 Uhr, im Dom Arlesheim.

Basel

Abt, Viktor, von Basel/BS, 23.06.1951–13.08.2016, St. Johanns-Vorstadt 23, Basel, wurde bestattet.

Baumann-Dreher, Elfriede, von Basel/BS, 31.12.1928–15.08.2016, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Baur-Zühlke, Anneli, von Höfen/BE, 30.05.1921–08.08.2016, Zürcherstr. 143, Basel, Trauerfeier: Montag, 29.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Biasiolli-Cavadini, Giovanna Alfonsina Fausta, von Chiasso/TI, 02.01.1937–18.08.2016, Amerbachstr. 86, Basel, wurde bestattet.

Binggeli-Kessler, Ruth, von Basel/BS, 22.05.1942–15.08.2016, Inselstr. 76, Basel, wurde bestattet.

Braschler-Gutzwiller, Margrit, von Basel/BS, 24.01.1929–13.08.2016, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Conrad-Trinajstic, Olga, von Müstair/GR, 03.09.1933–17.08.2016, Nadelberg 32, Basel, wurde bestattet.

Forster, Erwin, von Basel/BS, 13.11.1925–14.08.2016, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Franzolet, Friedhelm, aus Deutschland, 29.12.1946–16.08.2016, Haltingerstr. 66, Basel, wurde bestattet.

Isenegger, Mario Remo, von Basel/BS, 13.09.1952–12.08.2016, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Kandiah-Satchithanandan, Kandipan, von Basel/BS, 20.05.1959–19.08.2016, Grosspeterstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Kilcher-Bachmann, Werner Guido, von Himmelried/SO, 25.08.1935–18.08.2016, Prattelerstr. 11, Basel, Trauerfeier: Freitag, 26.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kleyling, Thomas Friedrich, von Basel, 18.04.1944–14.08.2016, St. Galler-Ring 49, Basel, wurde bestattet.

Kocher-Guggenbühler, Irène Liselotte, von Worben/BE, 22.02.1928–09.08.2016, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Mangold, Yvonne, von Basel/BS, 05.05.1921–18.08.2016, Spalenvorstadt 26, Basel, wurde bestattet.

Merkofer-Vogelsanger, Theresia, von Basel/BS, 29.06.1929–16.08.2016, Ramsteinerstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Lohner, Meta Lina, von Muttenz/BL, 19.11.1919–14.08.2016, Holeestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Müller, Hans Peter, von Altbüron/LU, 16.05.1940–15.08.2016, Wanderstr. 4, Basel, wurde bestattet.

Nepomucky, Josefine Klothilde, von Basel/BS, 10.04.1923–02.08.2016, Güterstr. 175, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 30.08., 15.00 Uhr, Michaelskirche, Allmendstr. 32.

Neumann-Gehrig, Rosalia, von Basel/BS, 31.12.1920–16.08.2016, Wettsteinallee 103, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 25.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Panzini-Crociani, Lucia, von Basel/BS, 10.08.1921–20.08.2016, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Freitag, 26.08., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pech-Hejkal, Miloslava, von Basel/BS, 11.05.1921–15.08.2016, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Plank, Heribert, aus Österreich, 20.02.1934–22.08.2016, Peter Rot-Str. 103, Basel, wurde bestattet.

Pöhl-Köstinger, Marie Therese, von Basel/BS, 06.04.1933–12.08.2016, Oetlingerstr. 51, Basel, wurde bestattet.

Sarasin-Baumberger, Elsbeth, von Basel/BS, 03.02.1930–24.07.2016, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 25.08., 14.30 Uhr, Niklauskapelle im Kreuzgang des Basler Münsters.

Schlegel-Wälchli, Ruedi Walter, von Basel/BS, 20.09.1931–12.08.2016, Weiherhofstr. 117, Basel, wurde bestattet.

Schnydrig-Feldmann, Simon, von Mund/VS, 27.03.1933–15.08.2016, Efringerstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Schwob-Heusel, Johanna Maria, von Pratteln/BL, 30.08.1926–13.08.2016, Schweizergasse 23, Basel, wurde bestattet.

Schwob, Marthe Henriette Eva, von Basel/BS, 11.02.1926–18.08.2016, Schützenmattstr. 26, Basel, wurde bestattet.

Senn, Kurt, von Basel/BS, 25.09.1951–19.08.2016, Birmannsgasse 37, Basel, Trauerfeier: Freitag, 26.08., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Senn-Müller, Lotty, von Basel/BS, 26.04.1924–13.08.2016, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Senn-Schatzmann, Walter, von Basel/BS, 09.02.1920–17.08.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Siegrist-Siegrist, Christoph Adolf, von Vordemwald/AG, 13.06.1936–17.08.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Staubli, Jeannette, von Basel/BS, 09.03.1929–13.08.2016, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Steiger, Anna Barbara, von Basel/BS, 01.07.1924–18.08.2016, Engelgasse 83 A, Basel, Trauerfeier: Freitag, 26.08., 14.00 Uhr, Pauluskirche.

Taborelli-Dal Soler, Sergio, von Basel/BS, 19.01.1924–16.08.2016, Prattelerstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Walder-Lidy, Bruno, von Fischingen/TG, 24.02.1940–17.08.2016, Spalenring 123, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Elsener, Berthi, von Menzingen/ZG, 03.02.1929–17.08.2016, Hardstrasse 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Kohler-Hummer, Martha, von Seehof/BE, 14.01.1937–08.08.2016, Am Stausee 30, Birsfelden, wurde bestattet.

Muttenz

Blöchliger-Gürtler, Heidy, von Muttenz/BL, 23.11.1936–20.08.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauerfeier: Donnerstag, 01.09., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Dähler-Jäggin, Verena, von Appenzell/AI, 12.04.1948–21.08.2016, Lachmattstr. 71, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 02.09., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Defert-Meyer, Henri Jean Philippe, aus Frankreich, 31.01.1941–20.08.2016, Kilchmattstr. 4, Muttenz, Trauerfeier: Donnerstag, 1.09., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Fuhrer-Oes, Hans, von Seedorf/BE, 24.10.1927–19.08.2016, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, Urnenbeisetzung: Mittwoch, 31.08., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Leimgruber-Hunkeler, Anna, von Herznach/AG, 10.09.1921–21.08.2016, Gartenstr. 7, Muttenz, Trauerfeier: Mittwoch, 31.08., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Rutishauser-Kriegel, Jules, von Basel/BS, 22.07.1923–19.08.2016, mit Aufenthalt im Senevita Gellertblick, St. Jakobs-Strasse 20, Basel, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis auf dem Friedhof Muttenz.

Schurtenberger-Bucheli, Edwin Hans, von Luzern/LU, Malters/LU, 11.07.1944–25.07.2016, Hofackerstr. 27, Muttenz, Beisetzung zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis.

Spänhauer-Pfeiler, Maria, von Muttenz/BL, 08.05.1937–21.08.2016, Im Sprung 2, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 30.08., 16.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Wyser-Bader, Rita, von Niedergösgen/SO, 06.03.1932–17.08.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauerfeier: Donnerstag, 25.08., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Pratteln

Luchsinger-Zeels, Erika, von Glarus Süd/GL, 17.08.1919–18.08.2016, Bahnhofstrasse 37, c/o APH Madle, Pratteln, Abdankung: Dienstag, 30.08., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Oser-Leuger, Anna, von Schönenbuch/BL, 04.09.1919–19.08.2016, Aufenthalt: APH Blumenrain, Therwil, Baslerstr. 10, Reinach, Trauerfeier: Montag, 29.08., 14.00 Uhr, APH Blumenrain, Therwil.

Antonini, Fabio, von Reinach/BL, 26.10.1963–21.08.2016, Langrüttiweg 18, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Meyer-Schär, Heima, von Basel/BS, Unterengstringen/ZH, 26.09.1924–17.08.2016, Aumattstr. 79, Reinach, wurde beigesetzt.

Sutter-Moser, Regula, von Reinach/BL, Bretzwil/BL, 18.12.1945–17.08.2016, Schalbergstr. 20, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 26.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Ceresa-Cumer, Maria, von Basel/BS, 13.09.1931–13.08.2016, Rüdinstr. 57, Riehen, Trauerfeier: Montag, 29.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zeglingen

Gysin, Werner, von Oltingen/BL, 24.09.1948–19.08.2016, Kallhof 75, Zeglingen, Urnenbeisetzung mit anschliessendem Trauergottesdienst: Dienstag, 30.08., 14.00 Uhr, auf dem Friedhof Kilchberg.

laufend aktualisiert: tageswoche.ch/todesanzeigen

Der TV-Sender Joiz war schon vor seinem Begräbnis tot. Wer Inhalte nur produziert, um sie zu vermarkten, der scheitert. Wer Menschen begeistern will, braucht Haltung.

Knackeboul ist Rapper, Beatboxer, Publizist und früherer Joiz-Mitarbeiter. tageswoche.ch/+7kdn6

Joiz ist tot. Meine Timeline blutet. In den Kommentarspalten tummeln sich bereits die Aasgeier, die auch den Tod eines privaten Jugendsenders irgendwie mit dem ominösen Leutschenbach in Verbindung bringen und meinen, sie hätten Billag für ein linksversifftes Medium bezahlt.

Und ich sitze hier, unfähig zu trauern. Denn zum einen hab ich als ehemaliger Mitarbeiter selbst viel von Joiz profitiert und fühle mit den jungen Menschen, die jetzt ihren Job verlieren. Zum anderen war das Ende von Joiz absehbar.

Was ich als rebellisches Konzept zur Aufmischung der hiesigen Medienwelt wähnte, verkam kontinuierlich zu einer Sponsoren-Befriedigungs-Maschine, die über Soziale Medien Verbreitung und Einnahmen suchte – ein Geschäftsmodell statt ein Role Model. Die Authentizität der Protagonisten färbte dabei nicht auf die beworbenen Produkte ab. Vielmehr verlieh das ständige Mitmischen irgendwelcher Marketing-Abteilungen von Sponsoren bei Sendungsinhalten dem Sender einen faden Beigeschmack, der auf die Moderatoren abfärbte.

Joiz wäre wichtig gewesen, denn wir haben kein einziges Medium, das die Jugend bildet und sie kritisch denken lässt.

Dabei war Joiz nicht schlecht – es war in einem Dilemma: Authentisch jugendlicher Inhalt sollte gewinnbringend vermarktet werden, aber je mehr Sponsoren an Bord kamen, desto mehr litten Inhalt und Glaubwürdigkeit. Ein Dilemma, das die gesamte Medienbranche kennt. Verkaufszahlen brechen ein, alles ist online, alle stürzen sich ins Netz und zerfleischen sich selbst. Sämtliche Schweizer Medienportale suchen verzweifelt Anschluss an die Ära der Sozialen Medien und scheitern eines nach dem anderen kläglich.

Joiz wäre wichtig gewesen für die Schweiz. Denn wir haben kein einziges Medium, das die Jugend bildet, sie kritisch denken lässt und ihre Themen gebührend behandelt. Natürlich kann sich der junge Mensch von heute sein Wissen und seine Unterhaltung selbst online zusammensaugen, aber eine Plattform, die diesen Overkill an Informationen vernünftig filtert oder gar eigene Inhalte mit Mehrwert herstellt, gibt es nicht.

Joiz war schon lange vor seinem Begräbnis tot, kaum ein Privatsender macht viel mehr als Mainstream-Konserven-Musik spielen und Belanglosigkeiten wälzen. Die grossen Medienhäuser sind heute mehr damit beschäftigt, branchenfremde Firmen aufzukaufen, um Profit zu machen, als dass sie sich um die Qualität ihres Journalismus kümmern würden.

Man mag mich für einen altmodischen Moralapostel halten, aber ich finde, in turbulenten Zeiten brauchen wir eine kritisch denkende Jugend, die nicht alles glaubt, was man ihr auftischt. Dazu bräuchte man eine Plattform, die intelligente, kreative Inhalte schafft, die der Jugend gut bekommt, sie aber gleichzeitig zu Diskussionen, Recherche und Meinungsbildung animiert.

Diese Rolle könnte die SRG übernehmen. Unabhängig von Sponsoren und Gewinnmaximierungs-Gedanken könnten Formate entwickelt werden, die Spass machen, die an die Grenze gehen und das Gehirn stimulieren. Aber die SRG ist gehemmt. Sie kämpft gegen einen Mob von Wutbürgern, die meinen, mit ihren Billag-Gebühren würde rot-grünes Schindluder getrieben (während die Anführerin des Mobs die Werbefenster von ausländischen Trash-TV-Formaten vermarktet). Und sie hat Angst vor ihrem Alterssegment 65+ und verbannt alles Jugendliche, Schräge, Innovative in Randsendezeiten oder auf SRF «Virus», den Radiosender, der nur online oder über DAB (Digital Audio Broadcasting) zu empfangen ist.

Ein Lösungsansatz aus dieser Misere: Man muss das ganze System, ich meine das Wirtschafts-, Polit-, Mediensystem, neu denken – und zwar vom Herz her. Online-Medien könnten vorausgehen. Einige tun das schon, weil sie funktionieren. Oder besser gesagt, sie funktionieren, weil sie es tun. Was tun sie? Sie erschaffen Inhalte mit Hirn und Herz, weil sie an der Sache interessiert sind, weil sie eine Haltung haben, weil sie recherchieren, weil sie ihre Welt(sicht), ihren Humor und ihr Wissen teilen wollen.

Das ist der Schlüssel zum Erfolg: Ehrlichkeit, Haltung, Herz, Hirn und Humor. Wenn du etwas der Viralität wegen produzierst – also um deine Inhalte über Soziale Medien zu verbreiten – ist die Wahrscheinlichkeit, dass es wenig Likes generiert, sehr gross! Wenn du etwas produzieren und teilen willst, weil es dir wichtig ist, dich interessiert und dir Freude macht, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass es neben dir viele weitere Menschen gibt, die sich für deine Sache interessieren und begeistern und deine Arbeit gerne teilen.

Wenn etwas von Herzen kommt oder von einem wachen Kopf, dann hat es virales Potenzial.

Klar, wir kriegen nichts geschenkt. Wie soll man also mit Hippie-Gequatsche, wie ich es hier absondere, Geld verdienen? Ganz einfach: Wenn etwas aus dem Herzen kommt oder von einem wachen Kopf, dann hat es virales Potenzial. Virales Potenzial ist ein kostbares Gut, wer es hat, wird auch Geld verdienen.

Dumm ist es, mit finanziellen Mitteln Viralität herstellen zu wollen. Das klappt selten bis nie. Trotzdem machen fast alle Medienhäuser diesen Fehler. Joiz hat ihn auch gemacht und ist daran zugrunde gegangen. Aber wenn alles in Scherben liegt, ist die Zeit reif, etwas Neues aufzubauen. Etwas mit Herz, Hirn und Haltung. Ein neuer Sender, eine neue Plattform, wer weiss. Es fehlt nur noch ein Sponsor … ×

Wertedebatte

Wieder einmal wird ein Thema hochgekocht – doch der Wunsch, die Vollverschleierung von Frauen zu verbieten, hat weniger mit dem Islam zu tun als mit unserer Befindlichkeit.

Die Burka ist nicht das Problem

Online

tageswoche.ch/themen/Georg Kreis

von Georg Kreis

Nicht die Burka ist das Problem. Wir sind es. Es gab eine Zeit mit kaum mehr Burkas als heute – aber ohne Burka-Debatte. Dann meldeten sich die bekannten Anti-Islamisten und starteten eine Volksinitiative, weil sie der Meinung sind, gegen extreme Islamvarianten einschreiten und ein Zeichen setzen zu müssen.

Das Burkaverbot ist eine Variante des Anti-Islamismus wie das Minarettverbot, wie die Opposition gegen die sehr wünschbare Ausbildung von Imamen im eigenen Land und die öffentlich-rechtliche Anerkennung muslimischer «Kirchen». Inzwischen gibt es bereits Ansätze, auch den Burkini-Badeanzug, weil angeblich unhygienisch, verbieten zu wollen.

Nicht erstaunlich wäre, wenn wir von gewöhnlichen Fleischfressern gelegentlich eine Anti-Halal-Initiative serviert bekämen. Zu Beginn der Geschichte des schönen Volksrechts, dessen 125. Geburtstag wir gerade feiern, hatten nämlich sich tierschützerisch gebende Antisemiten sogleich für ein gesamtschweizerisches Schächtverbot gesorgt.

Beim aktuellen Kreuzzug schwingt auch Abneigung gegen gemässigtere Verschleierungen mit. Der Kampf gegen die Burka problematisiert indirekt auch das gewöhnliche Kopftuch. Ihr Verbot soll der Intention nach vor allem der Ausdehnung des Islam Einhalt gebieten. Damit verbindet sich diffus eine Gleichsetzung des Islam mit der Burka, obwohl diese nur in vereinzelten Ländern (Afghanistan, Teile Pakistans und Golfstaaten) getragen wird. Die grosse Mehrheit der Musliminnen lebt unverschleiert. Theologen der Al-Azhar-Universität von Kairo vertreten sogar die Auffassung, dass die Gesichtsverschleierung dem Ansehen des Islam schade.

Die Befürworter/innen eines gesamtschweizerischen Burkaverbots können den Kanton Tessin zum Vorbild nehmen, wo seit dem 1. Juli ein Burkaverbot gilt. Es ist verwunderlich und schwer begreiflich, warum ausgerechnet die «Sonnenstube» in dieser Frage einen derartigen Handlungsbedarf gesehen hat. Dieser ist sicher nicht grösser als in den meisten anderen Kantonen; grösser ist vielmehr die Anhängerschaft rechtspopulistischer Kräfte (Lega und UDC/SVP). Dies zeigt, dass der Wunsch, Burkas zu verbieten, mehr mit der eigenen Befindlichkeit als mit der Vollverschleierung zu tun hat.

Fast jeder muss zur Burka eine Meinung haben – wie damals zum Thema «Kampfhunde».

SVP-Nationalrat Walter Wobmann, der beim Minarettverbot eine führende Rolle gespielt hat, durfte der Fernsehgemeinde erklären, dass die Schweiz in dieser Frage eine einheitlich verbietende Haltung einnehmen müsse. Hier zeigt sich einmal mehr der uniformierte und zentralistische Lösungsansatz einer Partei, die vorgibt, föderalistisch für Kantonslösungen zu sein.

Verkehrte Welt: Männer mit Hijab protestieren gegen den Kopftuchzwang für Frauen in Iran. FOTO: TWITTER

Die Schweizer Burka-Jäger können sich auf das Europäische Gericht für Menschenrechte berufen, das 2014 das französische Burkaverbot von 2010 gutgeheissen hat. Leute sehen sich also von «Strassburg» bestätigt, obwohl sie sich sonst nicht gross um dieses Gericht scheren und dessen Urteilshoheit sogar mit einer «Selbstbestimmungsinitiative» beseitigen wollen.

Neuerdings kommt auch aus Deutschland, das heisst von CDU/CSU, die sich wegen der bevorstehenden Landtagswahlen und der späteren Bundestagswahlen Sorgen machen, ebenfalls Vorschläge zur Regelung des Burkaproblems.

Symbol der gefangenen Frau

Das Burka-Fieber hat inzwischen derart um sich gegriffen, dass fast alle zu dieser Kleidung eine Meinung haben müssen. Wie vor Jahren zum Thema «Kampfhunde». Medien tragen zum Ansteigen der Fieberkurve bei, holen überall Stellungnahmen ein. So bekam der Zürcher SP-Regierungsrat Mario Fehr Gelegenheit, zu verkünden, dass auch er für ein Burkaverbot sei. Eine Erklärung, die überhaupt nicht zu seinem Departementsbereich gehörte, den Medien und deren Leserinnen und Lesern aber Diskussionsstoff lieferte.

Es gibt gute Gründe, gegen die vollständige und die ebenfalls weitgehende und systematisch, das heisst zwanghaft praktizierte Frauenverhüllung zu sein, ob mit der selteneren Burka oder dem häufigeren und vor allem auf der arabischen Halbinsel getragenen, meist schwarzen Nikab, der das Gesicht weitgehend verbirgt.

Der allererste Grund ist die dadurch massiv eingeschränkte Bewegungsfreiheit und die damit auch symbolisch zum Ausdruck gebrachte Gefangenschaft der Frau. Ein weiterer Grund liegt in der Störung der zwischenmenschlichen Beziehung, die auf einen Kontakt von Angesicht zu Angesicht angewiesen ist, die Beeinträchtigung des «living together», wie das Strassburger-Urteil festgehalten hat.

Schliesslich ein nicht unwichtiger Aspekt ist, dass diese totale «Schutzmassnahme» vor einer damit als grundsätzlich gefährlich eingestuften Umwelt, in der Formulierung von «Strassburg» auch die Würde der anderen verletzt: «The dignity of others who share the same public space and who are thus treated as individuals from whom one must be protected.»

Die Frauendiskriminierung ist aber nicht die Hauptsorge der politischen Burka-Gegner. Es hätte in der Vergangenheit zahlreiche Gelegenheiten gegeben und es gibt sie noch weiterhin, dagegen zu kämpfen. Doch vieles spricht dafür, dass, wer heute in diesem Fall für Gleichberechtigung in der Einkleidung ist, zu dem gesellschaftlichen Segment gehört, das noch in den Sechzigerjahren das für Frauen geltende Verbot des Hosentragens guthiess.

Wenn es nicht um Gleichstellung im Textilbereich, sondern um die weniger offensichtlichen Ungleichheiten von Mann und Frau geht (zum Beispiel in der Lohnfrage), ist von Leuten, welche die Frauen von der Burka befreien wollen, wenig bis nichts zu hören. Der nachmalige gesamtschweizerische SVP-Chefstratege Christoph Blocher hatte 1985, als er erst ein Zürcher Platzhirsch war und über das neue Eherecht abgestimmt wurde, vehement gegen die Gleichstellung von Mann und Frau gekämpft.

Unter ökonomischen Gesichtspunkten werden ethische Fragen schnell anders beurteilt.

Die Anti-Burka-Initiative ist, wie schon die Anti-Minarett-Initiative, keine SVP-Initiative, obwohl sie von namhaften SVP-Exponenten wie Lukas Reimann mitgetragen wird. Es scheint von Vorteil, die Initiative als überparteiliches Anliegen erscheinen zu lassen. Das dürfte in der Tat auch Unterstützung aus den rechten Flügeln der CVP und FDP geben und, wie wir gesehen haben, sogar aus der SP.

In den letzten Tagen erhielten wir Hinweise auf eine Aktion, die auf humorvolle Weise gegen den Kopftuchzwang antritt. Die iranische Journalistin Masih Alinejad forderte mit erstaunlicher und erfreulicher Resonanz Paare auf, sich in umgekehrten Rollen in Selfies abzubilden – Männer mit Kopftuch, Frauen mit ihrer Haarpracht – und die Bilder ins Netz zu stellen (#MenInHijab).

Es braucht eine andere Debatte

Die Iranerin will mit ihrer Aktion zeigen, wie absurd und lächerlich nicht das Kopftuch, sondern der Kopftuchzwang für Frauen ist. Wer gegen die Kopftuchpflicht verstösst, dem drohen Strafen, wie sie in umgekehrter Weise in Frankreich und im Tessin wegen Nichtbeachtung des Kopftuchverbots verhängt werden.

Die uns überrollende Anti-Burka-Welle bereitet dem Tourismus Sorgen. In Interlaken, wo Gäste aus den Golfstaaten mit 13,2 Prozent (nach Schweizern und Chinesen) die drittgrösste Touristengruppe bilden, steht man einem Verbot skeptisch gegenüber und freut sich über die Vertreibung von Gästen aus dem Tessin.

Die Mediensprecherin erklärte gegenüber der Presse, man müsse froh sein um diese Besucher, die zum grössten Teil den Ausfall bei den europäischen Märkten kompensieren. Hier zeigt sich, dass politische, kulturelle und ethische Fragen unter ökonomischen Gesichtspunkten schnell anders beurteilt werden.

Das Argument für ein konsequentes Verbot leuchtet ein, wenn es vorbringt, dass sich Touristen den Landessitten anpassen sollten und wir dies in fremden Ländern ja auch täten. Es kann aber nicht auf Menschen angewendet werden, die zur festen Wohnbevölkerung gehören. Da muss eine andere Debatte geführt werden.

Und da sollten anstelle eines simplen Generalverbots im Verfassungsrang und mit entsprechender Stimmungsmache für den gesellschaftlichen Bedarf dosierte Einschränkungen für bestimmte Alltagssituationen (Behördenkontakte, Spital, Schule, öffentliche Veranstaltungen usw.) auf Gesetzesstufe genügen.

tageswoche.ch/+6q76a ×

Serbien vs. Kroatien

Kroatien blockiert Serbiens EU-Beitrittsverhandlungen. Ein serbischer Minister wirft Kroatien vor, «Rassengesetze» einführen zu wollen. Die Chronik eines konfusen Streits.

Hund und Katze auf dem Balkan

von Krsto Lazarević

Kroatien und Serbien teilen neben Sprache und Grenze auch eine gemeinsame Geschichte. Daraus lässt sich zumindest teilweise erklären, warum sich die Nachbarn vertragen wie Hund und Katze.

Der Journalist Danijel Majić hat Gemeinsamkeiten und Differenzen in der «Frankfurter Rundschau» vom 15. Juni 2016 so beschrieben: «Die Kroaten haben die Strände, die Serben den Schnaps. Beide Volksgruppen sprechen dieselbe Sprache, behaupten aber das Gegenteil. Und das Einzige, worin sie sich einig sind: Am schlimmsten sind die Bosniaken.»

Seit einem Jahr drohen diese zwischenstaatlichen Streitigkeiten regelmässig zu eskalieren. Falls Sie das alles nicht so recht verstehen, seien Sie beruhigt: Die meisten Menschen in Kroatien und Serbien verstehen es auch nicht. Unser Korrespondent für Südosteuropa hat für ein besseres Verständnis eine kleine Chronik der jüngsten Streitereien erstellt.

September 2015: Flüchtlinge

Am 14. September 2015 schliesst Ungarn die Grenze zu Serbien. Darum wollen Zehntausende über Kroatien nach Norden weiterreisen. Die kroatischen Behörden versuchen das zu verhindern und schliessen ihrerseits die Grenze zu Serbien – auch die Grenzübergänge für den Warenverkehr. Auf der serbischen Seite stauen sich die LKW auf zwanzig Kilometern. Der Schaden für die serbische Wirtschaft wird auf mehrere Millionen Euro geschätzt.

Belgrad protestiert und der Premierminister Aleksandar Vučić empört sich: «Wir lassen uns nicht erniedrigen und werden nicht zulassen, dass Kroatien unsere Wirtschaft zerstört.» Der kroatische Ministerpräsident Zoran Milanović (bis Januar 2016) antwortet lapidar: «Entspann dich mal.»

Die Flüchtlinge sind von den Streitereien zwischen Kroatien und Serbien so verwirrt, dass sie es vorziehen, schnellstmöglich und notfalls über die grüne Grenze Richtung Österreich, Deutschland oder Schweden weiterzuziehen.

8. April 2016: EU-Beitrittsverhandlungen

In den EU-Beitrittsgesprächen mit Serbien sollten die Kapitel «Justizsystem und Grundrechte» sowie «Freiheit und Sicherheit» verhandelt werden. Überraschend legt das EU-Mitglied Kroatien sein Veto ein. Zagreb verlangt von Belgrad, ein Gesetz abzuändern, das die Verfolgung von Kriegsverbrechern auch für ausserhalb Serbiens begangene Taten ermöglicht. Dieses würde, so die Sorge in Zagreb, vor allem Kroaten betreffen.

Im Zuge der Westbalkankonferenz Anfang Juli in Paris gibt Kroatien seine Blockadehaltung auf, die EU-Verhandlungen mit Serbien können am 18. Juli fortgesetzt werden. Der kroatische Aussenminister Miro Kovač droht aber weiterhin mit einer Totalblockade der Beitrittsgespräche, sollte Serbien auf Basis besagten Gesetzes auch nur einen kroatischen Bürger festnehmen.

Inzwischen hat sich Grossbritannien für den Brexit ausgesprochen und es stellt sich die Frage, ob die EU in naher Zukunft überhaupt neue Mitglieder aufnehmen wird. Der serbische Premierminister Vučić ist immer noch überzeugt, dass Serbien bis 2019 EU-Mitglied wird. In Kroatien hält man das für Wunschdenken.

20. Juni 2016: Donaubrücke – Fotos für den Frieden

Es ist ein herzerwärmendes Bild: Die kroatische Präsidentin Kolinda Grabar-Kitarović hat ein schönes Kleid angezogen, der serbische Premierminister Aleksandar Vučić trägt nicht nur einen guten Anzug, sondern bringt der Kollegin sogar Blumen mit. Die beiden treffen sich bei Erdut auf einer Brücke über die Donau, die Kroatien und Serbien miteinander verbindet. Wie in einem guten Liebesfilm. Dumm nur, dass die Beziehungen nach dem ersten Date nicht besser werden.

26. Juli – 1. August 2016: Protestnoten aus Belgrad

Binnen einer Woche sendet Belgrad drei Protestnoten nach Zagreb. In der ersten geht es um die juristische Rehabilitierung von Kardinal Stepinac. Als die Nazi-Kollaborateure der Ustascha 1941 die Macht übernahmen, reagierte der Kardinal zunächst wohlwollend. Es handle sich daher um eine «Rehabilitierung des Faschismus» und des «Ustascha-Staates NDH», lautet die serbische Interpretation. In Kroatien wird indes betont, dass Stepinac sich zum Gegner des Regimes wandelte und bei der Rettung Hunderter Verfolgter half. Deswegen wurde er auch am 3. Oktober 1998 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen.

In der zweiten Protestnote geht es um die Aufhebung eines Urteils gegen den Kriegsverbrecher Branimir Glavaš, der

die Tötung von serbischen Zivilisten im Kroatienkrieg der 1990er-Jahre angeordnet hat. Die dritte Protestnote betrifft die Enthüllung eines Denkmals für Miro Barešić, welcher der rechtsextremen Terrororganisation Kroatischer Volkswiderstand (Hrvatski narodni otpor) angehörte. 1971 wurde er wegen Mordes am damaligen jugoslawischen Botschafter in Stockholm, Vladimir Rolović, in Schweden zu langjähriger Haft verurteilt. Trotzdem erfreut er sich bei der kroatischen Rechten grosser Beliebtheit.

Doch wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen: In Belgrad wird nämlich derzeit über die Rehabilitierung von Milan Nedić verhandelt, dem Nazikollaborateur und Ministerpräsidenten des serbischen Marionettenstaats, der von 1941 bis 1944 existierte. Und schon vor zwei Jahren wurde der Tschetnik-Führer Dragoljub Mihailović rehabilitiert.

29. Juli 2016: Schlechte Umfragewerte für die Nachbarn

Die serbische Tageszeitung «Danas» berichtet, dass fast 20 Prozent der Serben das Nachbarland Kroatien als grössten Feind betrachten. Damit sind die Kroaten die unbeliebteste Gruppe in Serbien. Keine schlechte Leistung, schliesslich sind Bosniaken und Albaner auch nicht gerade beliebt. Freuen dürfen sich Russen und Griechen: Sie sind gemäss Umfrage die beliebtesten Ausländer in Serbien.

5. August 2016: Jubel- und Trauertag

Der 5. August ist traditionell der schwierigste Tag in den angespannten kroatisch-serbischen Beziehungen. Am ersten Augustwochenende 1995 eroberten kroatische Streitkräfte das gesamte von serbischen Truppen kontrollierte Territorium in Kroatien zurück. Während der Offensive wurden 200 000 Serben vertrieben und Hunderte ermordet. In Kroatien wird der Sieg im «vaterländischen Krieg» gefeiert, während Kriegsverbrechen kaum thematisiert werden. In Serbien hingegen ist der 5. August ein Trauertag.

14. August 2016: Sprachenstreit

Im Jahr 1991 zerstörte die Volksarmee Jugoslawiens mit Hilfe von paramilitärischen serbischen Truppen die kroatische Stadt Vukovar. Daraufhin kam es zu «ethnischen Säuberungen». Kroaten und andere Nicht-Serben wurden vertrieben, viele auch ermordet. Heute leben wieder Kroaten und Serben in Vukovar.

Weil die Serben eine grosse Volksgruppe stellen, haben sie nach EU-Recht Anspruch darauf, dass auch die serbische Sprache verwendet wird. Der Hauptunterschied zwischen Serbisch und Kroatisch ist, dass die Serben das kyrillische Alphabet verwenden, die Kroaten das lateinische. Der kroatische Innenminister Vlaho Orepić vertritt die Ansicht, die serbische Minderheit habe ihre Zahl durch falsche Adressen künstlich aufgebläht, und will den Gebrauch der serbischen Sprache in Vukovar abschaffen.

Der serbische Arbeitsminister Aleksandar Vulin macht daraufhin einen Nazivergleich und wirft der kroatischen Seite vor, «Rassengesetze» einführen zu wollen, wie es sie im faschistischen NDH-Staat gab: «Im Unabhängigen Staat Kroatien gab es sogenannte Rassengesetze, auf deren Grundlage man Serben, Juden oder Roma ermorden oder berauben konnte», sagt der Minister.

18. August 2016: Basketball in Rio

Serbien besiegt Kroatien im Olympia-Viertelfinale der Herren knapp mit 86:83. Basketball gilt in beiden Ländern als eine der wichtigsten Sportarten. Auf dem Feld treten der Serbe Bogdan Bogdanović und der Kroate Bojan Bogdanović gegeneinander an. Hier wird erneut deutlich: zwei Völker, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten.

Fortsetzung folgt bestimmt

In Kroatien stehen am 11. September Parlamentswahlen an und manche Kandidaten schüren beim Stimmenfang gern nationalistische Gefühle. Und auch in der serbischen Tagespolitik lässt sich mit Ressentiments gegen die Nachbarn gut von innenpolitischen Problemen ablenken. Das nächste Kapitel im nachbarschaftlichen Streit wird nicht lange auf sich warten lassen.

tageswoche.ch/+grlc2 ×

Magistraler Händedruck: Gute Miene zum gehässigen Spiel. FOTO: GETTYIMAGES

Steinstossen heisst: stemmen und dann quasi fallen lassen. FOTO: ELENI KOUGIONIS

Kraftsport

Am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest mischt auch der Basler Ramon Gysin mit. Allerdings nicht in der Schwingerhose, sondern mit einem sehr schweren Stein.

Ein Basler wagt den grossen Stoss

von Kevin Rossiter

Schwere Dinge ziehen den Basler Ramon Gysin an. 2015 zog er an einem Strongman-Wettkampf einen Lastwagen, er hebt sich eine 140 Kilogramm schwere Steinkugel auf die Schultern und 2014 machte er eine Kniebeuge mit einem Weltrekordgewicht von 275,5 Kilo auf seinen Schultern. Gewichte, die für viele nicht mal ins Rollen zu bringen sind, löst der Gründer von Crossfit Basel aus der scheinbaren Verankerung.

Gysins jüngste Ambition betrifft im wahrsten Sinn ein Schweizer Urgestein. Der Unspunnenstein wird alle drei Jahre am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest gestossen und wiegt satte 83,5 Kilogramm. Dass Gysin auf seiner Suche nach schweren Gewichten irgendwann auf den Berneroberländer Stein stossen würde, war abzusehen: Auf einer Tour durch verschiedene Schweizer Sportarten zog es ihn mächtig zum Steinstossen. Und dass für ihn hier eine ernsthaftere Herausforderung lag als beim Schwingen oder Hornussen, war für den Kraftsportler schnell klar.

Schlupfloch zum Schwingfest

Da die Eintrittskarten für das Eidgenössische Schwingfest ausgesprochen begehrt und limitiert sind, haben sich in der Vergangenheit einige Schlaumeier für den Unspunnen-Wettbewerb angemeldet und so ein Schlupfloch in die Arena gefunden. Den Stein konnten sie allerdings keinen Zentimeter vom Boden hochheben. Seither muss man seine Kräfte an einer kantonalen Ausscheidung unter Beweis stellen. Der Basler Ramon Gysin tat das am Schwyzer Kantonalen Steinstossen.

Bei einem solchen Steinstoss-Wettkampf werden nicht nur die ganz grossen Unspunnen-Brocken gestossen, sondern Steine in diversen Formen und Grössen. Gysin aber fühlt sich mit den schwersten am wohlsten. Während die kleineren Steine mit Anlauf und teilweise einhändig geworfen werden, geht es beim «Unspunnen» darum, den Stein über den Kopf zu stemmen und ihn dann mit Anlauf quasi nach vorne fallen zu lassen.

Gysin, Weltmeister im Kraftdreikampf und mehrfacher Strongman-Champion, weist immer noch so manchen Crossfitter in die Schranken. Als (Schul-)Bankdrücker in den Kraftsport gestartet, befriedigte ihn das schlichte Aufblasen seiner Brust bald nicht mehr. Über das Making-of zum Film «300» fand er den Zugang zu Crossfit und damit zu seiner antreibenden Passion. Innert fünf Jahren ist es ihm und seinem Team gelungen, Crossfit Basel zu einer Topadresse in Europa zu machen.

Grundsätzlich kann man sagen: Je grösser das Gewicht, desto geringer sind die Technikanforderungen. «Beim ersten Training mit dem 80-Kilo-Stein, konnte ich das Ding nicht bei jedem Versuch über den Kopf stemmen», kommentiert Gysin die Herausforderung des «Unspunnen». Wenn das Ungetüm aber einmal über dem Kopf ist, kann Gysin viel Kraft hinter den Stein bringen. So qualifizierte er sich trotz einer Knieverletzung einigermassen deutlich und darf am Eidgenössischen Schwingfest den Traditionsstein stossen.

Er hofft, sich in Estavayer für den zweiten Durchgang zu qualifizieren. «Wenn ich es in den Final vom Sonntag schaffen will, muss ich den Stein auf etwa 3,5 Meter stossen.» Bei seinem bisher weitesten Versuch landete der Stein bei 2,75 Meter. «Normalerweise kann ich bei grossen Wettkämpfen immer ein bisschen mehr abrufen», erklärt Gysin seine Zuversicht. Für den ganz grossen Wurf, den Eingang in die Geschichtsbücher des Schweizer Sports fehlen ihm aber wahrscheinlich ein paar Zentimeter Körpergrösse. Wer den Stein von weiter oben fallen lassen kann, hat einen signifikanten Vorteil gegenüber der Konkurrenz.

«Beim ersten Training mit dem 80-Kilo-Stein, konnte ich das Ding nicht bei jedem Versuch über den Kopf stemmen.»

Remo Gysin, Kraftsportler

Die Geschichte des Unspunnensteins reicht weiter zurück als die meisten Sportgeschichtsbücher: Am Unspunnenfest im Jahre 1808 flog der Granitbrocken zum ersten Mal durch die Luft, damals vor der Kulisse von Eiger, Mönch und Jungfrau und mehr als 5000 Zuschauern. Anekdotische Berühmtheit erlangte der Stein 1984, als jurassische Separatisten die 83 Kilo aus dem Museum der Jungfrau-Region stahlen, und vor allem als er 2005 erneut und definitiv verschwand. Gestossen wird seit 1986 mit einer Kopie.

Schon Sokrates empfahl den Kraftakt

Die Anfänge des Steinstossens gehen bis ins Spätmittelalter zurück. Bereits im 13. Jahrhundert massen sich die stärksten Männer in diversen Ländern mit schwerem Gestein. Für seine persönliche Motivation schaut Ramon Gysin noch weiter zurück: «Bereits Sokrates glaubte, dass jeder Mensch seine physischen Grenzen ausloten sollte.» Dies tut er aktuell am Basler Rheinhafen. Zwischen Skateboard-Bowl und Uferbar bereitet er sich mit einem 63 Kilogramm schweren Stein, den sein Bruder Dino am Birsufer gefunden hat, auf den grossen Wurf in Estavayer vor. Dort muss er dann noch 20 Kilo mehr der Schwerkraft entreissen.

tageswoche.ch/+8rlce ×

Das Eidgenössische

In Estavayer-le-Lac steigt eine Party für 250 000 Gäste.

So kommen Sie zum Volksfest

von Simone Janz

Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Estavayer-le-Lac ist seit Ende Mai ausverkauft – das wissen alle, die zwei Stunden nach Verkaufsstart vergeblich versucht hatten, einen Platz im schweizweit grössten temporären Stadion, der «Arène de la Broye», zu ergattern. Kein Wunder war das dreitägige Spektakel (Eröffnungsfeier plus zwei Tage Wettkämpfe) innert kürzester Zeit ausverkauft: Es fanden gerade einmal 4016 Tickets den Weg in den offenen Verkauf.

Sprich: Wer nicht Mitglied in einem Schwingverein oder -verband ist, mit einem der starken Mannen verbandelt ist oder sonstwie zu den geladenen Gästen und zahlreichen Sponsoren des «grössten Schweizer Sportevents» zählt, der blieb ohne Eintrittskarte. Denn ein VIP-Ticket für 1600 Franken dürfte sich auch nicht jeder leisten können oder wollen.

Volksfest als Rahmenprogramm

Doch auch für spätentschlossene Fans des Schweizer Nationalsports ist noch nicht alles verloren. Am Samstag und Sonntag ist das Stadion zwar nur für die 52 016 glücklichen Ticketbesitzer zugänglich, aber vor der Arena ist in diesem Fall (fast) im Stadion. Ein Grossteil der insgesamt 250 000 erwarteten Besucher wird da essen, schunkeln und auf den Grossleinwänden zusehen, wer im Schlussgang wem das Sägemehl vom Rücken klopft.

Bis es so weit ist, gibt es in sechs Kantinen und zwei Hallen rund um den Festplatz ein Rahmenprogramm. Unter anderen tritt die Popband 77 Bombay Street auf. Traditioneller veranlagte Besucher können sich bei Francine Jordi oder Oeschs die Dritten die volle Dröhnung Schlager geben. Der Eintritt zum riesigen Volksfest rund um den Älpler-Sportanlass sei gratis, schreiben die Veranstalter. Und für den Fall, dass es nach ausgiebigem Feiern dann nicht mehr nach Hause reicht, steht ein riesiger Campingplatz mit 20 000 Plätzen zur Verfügung.

tageswoche.ch/+tadrv ×

Kunstmuseum

15 Jahre leitete Bernhard Mendes Bürgi das Kunstmuseum Basel. Zum Abschied blickt der Direktor zurück auf Höhe- und Tiefpunkte und verteidigt den Boden im Erweiterungsbau.

«Ich hatte jeden Tag die wunderbarsten Bilder um mich herum»

von Dominique Spirgi

Umzugskisten stapeln sich im Büro des Basler Kunstmuseumsdirektors Bernhard Mendes Bürgi. Und in seinem Kopf Erinnerungen an 15 Jahre, die er an der Spitze eines der führenden Kunstmuseen der Welt verbracht hat.

Es sind Erinnerungen an die erfolgreichste Basler Ausstellung aller Zeiten mit «Vincent van Gogh. Zwischen Erde und Himmel: Die Landschaften», an Einkäufe bedeutender Werke der Gegenwartskunst, an den Abgang der Sammlung Staechelin und an die Planung und die Eröffnung des Erweiterungsbaus.

Wir sitzen hier zwischen Umzugskartons – ein deutliches Zeichen, dass das Ende Ihrer Direktionszeit angebrochen ist. Wie geht es Ihnen dabei?

Es ist eine gewisse Ambivalenz. Ich habe eine intensive Zeit erlebt hier und bin aus dem Direktorenmodus noch nicht richtig raus. Eine gewisse Wehmut stellt sich durchaus ein, wenn ich an die Mitarbeiter denke, mit denen ich nicht mehr zusammenarbeiten werde. Und natürlich die Sammlung: Ich hatte jeden Tag die wunderbarsten Bilder um mich herum, die werden mir sicher fehlen. Nicht vermissen werde ich die ganze Administration, das Fundraising und alles darum herum.

Sie haben bis zu Ihrer Pensionierung ausgeharrt. Liegt das daran, dass Sie mit der Leitung des Kunstmuseums die oberste Stufe der Karriereleiter erreicht haben?

Ich hatte nicht den Ehrgeiz, noch einmal die Institution zu wechseln. Das ist bei der heutigen Generation der Kuratoren anders; diese binden sich weniger stark an einen Ort. Ich denke aber, dass es für eine Institution dieses Ranges wichtig ist, dass sie eine bestimmte Ära durchlebt. Das ist wichtig fürs Personal, fürs Publikum und vor allem natürlich für die Ankäufe, die ihre Zeit benötigen, wenn die Ankaufspolitik nicht nur ein Fragment bleiben soll.

Was werden Sie nun tun?

Zuerst werde ich eine Art Sabbatical einlegen. Ich war 12 Jahre lang Direktor der Kunsthalle Zürich, 15 Jahre hier am Kunstmuseum. Jetzt will ich reflektieren, resümieren, mich auf einen anderen Status bringen, um dann auf einem anderen Level neu zu kuratieren.

Kam das Kuratieren zu kurz in Basel?

Viele meiner Kollegen an grossen Häusern im Ausland kuratieren keine einzige Ausstellung mehr, sondern sind nur noch als Ermöglicher an Ausstellungen beteiligt. Ich habe jedes Jahr eine Ausstellung kuratiert, weil mir das Energien verlieh und nicht zuletzt auch einen speziellen Zugang zur Museumslandschaft, zu den Künstlern und zum Kunstmarkt öffnete. Man erlebt die Institution anders. In Basel erwartet man vom Direktor, dass er auch Ausstellungen kuratiert. Mein Nachfolger Josef Helfenstein wird das auch tun.

Ihre letzte Ausstellung «Sculpture on the Move» im neuen Erweiterungs-

Bernhard Mendes Bürgi: «Meine Devise war stets, dass ich das Museum beherzt führen möchte.»

FOTO: NILS FISCH

Eine Grabkammer? Der Boden im Erweiterungsbau. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kunstmuseum

Der Erweiterungsbau des Kunstmuseums spaltet das internationale Feuilleton.

«Luxusfleischerei» oder «eines der besten Museen»

von Dominique Spirgi

Zuerst die positiven Nachrichten: Das Kunstmuseum als Institution gilt in den Elfenbeintürmen des deutschen und britischen Feuilletons als erstrangig. «Das Museum besitzt nicht nur die älteste öffentliche Sammlung der Welt, sondern auch eine der besten», schreibt die «Süddeutsche Zeitung». Und die FAZ bemerkt: «Die Stadt am Rhein ist einer der herausragendsten Orte, um in die Zukunft der Kunstwelt zu schauen, schon alleine deshalb, weil die traditionsreiche Sammlung im internationalen Vergleich zu den besten zählt.»

Da schwillt dem Basler Museumsfreund beim Lesen die Brust. Und das Herz schlägt ein bisschen höher, wenn er dann auch noch vernimmt, dass die Londoner «Times» das Kunstmuseum Basel zum fünftwichtigsten Kunstmuseum der Welt erkoren hat, was allerdings bereits drei Jahre her ist.

Raumgewordenes Unbehagen

Es war also eine Selbstverständlichkeit, dass alle wichtigen Zeitungen der westlichen Welt ausführlich über den neuen Erweiterungsbau, der Mitte April eröffnet wurde, berichteten. Aber auf die Architektur gemünzt, schlagen die Zeitungen ganz andere Töne an:

«Vom Unbehagen in der Kultur war schon viel die Rede, aber nun ist das Unbehagen Raum geworden», heisst es in der «Zeit». Besonders unbehaglich fühlte sich der Kritiker offensichtlich im unterirdischen Foyer: «Es ist, als durchschreite man ein Hybrid aus U-Bahn-Station, Ceauşescu-Palast und Firmenzentrale.» Ein ähnliches Unbehagen beschlich auch die Schreiberin der FAZ: «Diese Box ohne Tageslicht könnte auch der Kühlraum einer Luxusfleischerei sein oder, etwas freundlicher formuliert, das Setting eines dystopischen Science-Fiction-Films», schreibt sie. Und ihre Kollegin von der «Süddeutschen Zeitung» malt ein noch düstereres Bild: «Tatsächlich verlässt einen das Gefühl, eingesperrt zu sein, im ganzen Erweiterungsbau kaum, es ist, als würde man sich durch eine luxuriöse Grabkammer bewegen.»

Die richtige Art der Reibung

Der Direktor des Kunstmuseums Basel, Bernhard Mendes Bürgi, blendet solche Pressereaktionen aus, wie er im Interview sagt: «Da fange ich erst gar nicht an, lange zu grübeln. Man muss sich etwas immunisieren. Ich habe gewisse Kritiken gar nicht gelesen. Meine Devise war stets, dass ich das Museum beherzt führen möchte, ohne auf den Applaus des deutschen Feuilletons zu schielen.»

Auf das britische Feuilleton dürfte er aber sehr wohl geschielt haben. Denn dieses reagierte überaus positiv:

«Art and architecture rub up against each other in all the right ways in a miraculous new extension to Basel's 1930s art museum» («Kunst und Architektur reiben sich auf absolut richtige Weise in einem wunderbaren Erweiterungsbau zum Museum aus den 1930er-Jahren», jubelte der Londoner «Guardian». Und die «Financial Times» spendet Applaus mit den Worten: «It is simply one of the best new museums of recent years.»

«Einfach eines der besten neuen Museen der Gegenwart.» So etwas liest man in Basel gerne.

tageswoche.ch/+nhzbw ×

bau wurde zum Teil heftig kritisiert. Haben Sie diese Eröffnungsausstellung, die man schwerlich als massentauglich bezeichnen kann, bewusst als Provokation gesetzt und nehmen damit negative Reaktionen in Kauf?

Ich suche die negative Kritik bestimmt nicht bewusst. Ich habe meine Ära mit «Painting on the Move» begonnen – auch damals musste ich Kritik einstecken – und höre mit «Scuplture on the Move» auf. Beides waren Ausstellungen, die ich mit viel Herzblut kuratierte. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass es gute und spannende Ausstellungen sind. Aber es sind in einem gewissen Sinn gefährliche Ausstellungen. Mit einer gediegenen Bonnard-Ausstellung zur Eröffnung wäre ich auf der sicheren Seite gewesen.

Bleiben wir beim Neubau. Sicher haben auch Sie gehört, dass der Eichenboden mit seinen deutlichen Fugen nicht nur Freunde hat. Haben Sie den richtigen Boden gewählt?

Es war ja nicht meine persönliche Wahl, wir haben das mit den Architekten zusammen entwickelt. Der Boden war ein Diskussionspunkt; die Architekten wollten die Ausstellungsräume lange Zeit mit Marmorböden belegen. Ich engagierte mich für Holzböden, und zusammen kamen wir dann schliesslich auf dieses Industrieparkett mit den Holzzementfugen, das in einer verwandten Form bereits im Vortragssaal im Hauptbau anzutreffen ist.

Mit der Skulpturenausstellung fällt er deutlich auf.

Es ist kein Boden, der gepflegt und möglichst neutral ist, sodass er niemandem auffällt – wie etwa gebleichtes Parkett, das man auch in Basler Museen antrifft. Wir wollten schlichte Räume, aber eine deutliche materielle Präsenz, eine Dezidiertheit in der architektonischen Sprache. Das kann man kritisieren, aber ich bin überzeugt, dass man diesen Boden umso mehr mögen wird, je länger das Haus in Betrieb sein wird. Wenn man etwas Neues präsentiert, gibt es stets pro und kontra.

War es eine Belastung, auf der obersten Stufe der Museumswelt stehen zu können oder eben zu müssen?

Man sagt, die Luft werde umso dünner, je höher man aufsteigt. Das trifft für das Kunstmuseum Basel sicher zu. Aber meine Devise war, dass ich das Museum beherzt führen möchte, ohne auf den Applaus des deutschen Feuilletons zu schielen.

Vereinfacht gesagt: Die Ära von Georg Schmidt war die des Ausbaus der Sammlung in Richtung Moderne, Franz Meyer brachte die Amerikaner und Josef Beuys, Christian Geelhaar machte Blockbuster-Ausstellungen, Katharina Schmidt rehabilitierte Arnold Böcklin. Was wird man in zehn Jahren über die Ära Bürgi sagen?

Das werden wir in zehn Jahren erfahren (lacht). Mir war es wichtig, eine Balance zu schaffen zwischen Sammlungs- und Ausstellungshaus. Traditionsgemäss war das Kunstmuseum Basel ein Sammlungs-

und nicht ein Ausstellungshaus. Ich habe versucht, das Element der grossen Sonderausstellungen konsequenter weiterzuentwickeln – dies war der eigentliche Auslöser für den Neubau.

Was war der Höhepunkt der Ära Bürgi?

(Überlegt.) Konventionellerweise müsste ich jetzt die Van-Gogh-Ausstellung nennen. Sie war weitaus das erfolgreichste Ereignis meiner Amtszeit – aber das entspricht nicht meinem persönlichen Empfinden. Ein Höhepunkt war sicher, dass es uns gelungen ist, das Museum zu erweitern. Es gibt viele Höhepunkte: Ausstellungen wie der frühe Warhol, de Kooning – das sind zwei Beispiele. Aber auch Ankäufe, wie die «Verkündigungen nach Tizian» von Gerhard Richter. Ein andauernder Höhepunkt ist sicher, dass die Menschen in Basel ihr Museum so sehr schätzen.

«In Basel herrscht eine grössere intellektuelle Schärfe. Zürich hat dafür mehr Drive.»

Was waren die Tiefpunkte?

(Überlegt.)

Soll ich Ihnen ein Stichwort nennen?

Ausgerechnet bei den Tiefpunkten!

Dass Sie das Haupthaus 2015 schliessen mussten zum Beispiel.

Das war für mich kein Tiefpunkt. Das wurde von den Medien hochgespielt. Insofern war die Aufnahme in der Öffentlichkeit ein Tiefpunkt. Wir haben ein beachtliches Ausweichprogramm zusammenstellen können, das auf Applaus stiess.

Stichwort Sammlung Staechelin?

Das Thema überspringe ich jetzt.

Gibt es Pläne und Projekte, die Sie nicht realisieren konnten?

Es gibt eine grosse Wunschliste, die auch utopische Elemente beinhaltet. Ich könnte jetzt sagen, dass dem Kunstmuseum Basel ein grosser Jackson Pollock fehlt. Aber das fällt unter die Kategorie «It would be great to have». Das könnte man auch zum Fehlen eines wichtigen Dürer-Bildes sagen oder dass die Sammlung kein wichtiges suprematistisches Gemälde von Malewitsch besitzt. Es wird immer Träume geben, die unerfüllt bleiben.

Und was Ausstellungen betrifft?

Ich hätte gerne eine grosse Picabia-Ausstellung gemacht, was das Kunsthaus Zürich gerade tut. Oder eine grosse Matisse-Ausstellung – eine Position, bei der auch ein stärkeres Gewicht in der Sammlung schön wäre. Es wird immer schwieriger, solche Ausstellungen zu realisieren.

Und doch treten so viele Museen mit der klassischen Moderne in eine Konkurrenzsituation. Auch hier auf dem Platz Basel mit Ihrem Haus und der Fondation Beyeler.

Das ist der Ausstellungszirkus, der sich stets wieder um dieselben Künstler dreht.

Aber Sie haben mitgemacht.

Das war eine Notwendigkeit. Wir konnten und können nicht nur radikale Gegenwartskunst zeigen. Auch die Kasse muss letztlich stimmen.

Wie war Ihr Verhältnis zur Fondation Beyeler, die in der Publikumsgunst ganz oben steht?

Ich bin persönlich mit Direktor Sam Keller befreundet. Und letztlich belebt die Konkurrenz das Geschäft.

Das sagen alle.

Weil es so ist. Aber man kann die beiden Häuser nicht so einfach vergleichen. Wir haben eine riesige Sammlung und andere Aufgaben als das Haus in Riehen.

Das Museum Tinguely macht immer wieder mit thematischen Ausstellungen auf sich aufmerksam. Sie haben wenige thematische Ausstellungen gezeigt. Warum eigentlich?

Ich habe persönlich eine Vorliebe für monografische Ausstellungen, die ich aber thematisch gerne auf einen spezifischen Blick konzentriere. Konventionelle thematische Ausstellungen interessieren mich weniger. Aber wir hatten mehr thematische Ausstellungen, als Sie suggerieren. «Orte des Impressionismus» etwa oder die beiden «... on the Move»-Ausstellungen. Aber monografische Ausstellungen lagen mir immer näher. Ich habe wenige gute, aber viele bemühend wirkende thematische Ausstellungen gesehen. Das liegt auch daran, dass man bei thematischen Projekten schwerer an wirklich gute Leihgaben herankommt.

Sie sind als Zürcher nach Basel gekommen ...

... ich bin kein Zürcher (lacht), ich bin Ostschweizer.

Aber Sie sind aus Zürich nach Basel gekommen. Was ist nach 15 Jahren Ihr Eindruck von Basel?

Ich kannte Basel schon vor meiner Zeit als Direktor. Ich hatte den Eindruck – was sich auch bestätigt hat –, dass Basel im Vergleich England ist und Zürich Amerika.

Was heisst das?

Die Zürcher sind unkomplizierte Macher: Sie packen etwas an, machen es, und wenn sie Erfolg haben damit, zeigen sie es auch unverblümt – was man in Basel nicht tut. Hier in Basel trifft man wie in England viel mehr auf verankerte Situationen. Auch die humanistische Tradition und die jahrhundertealte Verbundenheit mit der Kunst ist hier spürbar. In Zürich ist das nicht so. An den Museumsvernissagen dort ist der Apéro viel wichtiger als die Reden. Hier in Basel war ich erstaunt, wie pünktlich die Leute erscheinen, um nichts von den Reden zu verpassen. Es herrscht eine grössere intellektuelle Schärfe hier. Zürich hat aber mehr Drive. Ich schätze beides. Ich habe sehr gerne in Basel gearbeitet, die Stadt ist institutionell spitze. Und mit der «Art» wird sie einmal im Jahr zur Welthauptstadt der Kunstszene. ×

Weiterlesen

Eine längere Fassung dieses Gesprächs finden Sie online: tageswoche.ch/+y7ytw

ANZEIGE

Der legendärste Beach Boy der Geschichte: Brian Wilson. FOTO: KEYSTONE

Baloise Session

Der Tod des Präsidenten schlägt sich nicht im Programm nieder: Die Baloise Session setzt weiter auf Altstars und junge Hitparadenstürmer.

Brian Wilson bringt die «Pet Sounds» nach Basel

von Marc Krebs

Die Medienkonferenz der Baloise Session im Atlantis Basel hat Tradition. Doch diesmal ist alles anders: Nicht nur, weil im Atlantis umgebaut und neues Interieur installiert wurde. Nein, auch weil Festivalpräsident Matthias Müller (51) Ende Juni einem Hirntumor erlegen ist. So sitzt CEO Beatrice Stirnimann alleine am Tisch, und man sieht, dass es ihr nicht leicht fällt, das Programm 2016 zu präsentieren.

«Unsere Herzen sind gefüllt mit seiner Inspiration», sagt Stirnimann und beteuert, was sie schon nach dem Todesfall verkündete: Das Festival soll im Sinne des Gründers weitergeführt werden.

Dass die Baloise Session eine Zukunft hat, dafür spricht schon allein das Commitment des Presenting Sponsors: Die Basler Versicherung verlängert ihr finanzielles Engagement bis 2020, wie CEO Michael Müller erklärt. Damit ist ein Teil des jährlichen Budgets (8,5 Millionen Franken) alimentiert.

An der Zukunft des Festivals hat Müller aber auch mitgearbeitet, indem er Stirnimann in den vergangenen Jahren mehr Verantwortung übertrug. Man traut ihr absolut zu, dass sie mit ihrem Team die Konzertreihe erfolgreich weiterführen kann.

Sichtbare Verjüngung

So hat sie das Festival für die Zukunft gerüstet, indem sie in den letzten Jahren für eine inhaltliche Verjüngung sorgte. Das offenbart sich auch im Programm 2016: Zwischen dem 21. Oktober und 8. November finden zwölf Konzertabende in der Eventhalle der Messe statt. Und Norah Jones gehört da zu den ältesten, etabliertesten Acts.

Im Unterschied zu früheren Ausgaben der Baloise Session sind nur wenige Künstler seit dem 20. Jahrhundert aktiv, erstaunlich viele Acts hat man erst seit wenigen Jahren auf dem Radar: die britischen Stimmen Emeli Sandé oder John Newman, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Allerdings birgt die Verjüngung auch Gefahren: Wer sich wie die Konzertsession zunehmend dem Zeitgeist annähert, sollte vermeiden, schnelllebige Acts aufzutischen. Denn es empfiehlt sich, Künstler aufzubauen, die man auch in fünf Jahren wieder gerne begrüsst, egal, welcher Modetrend dann angesagt ist. Ob der Elektroswing des österreichischen DJs Parov Stelar auf einer Konzertbühne mit Clubtischen funktionieren wird? Darauf darf man gespannt sein, ebenso auf die Latin-Bandbreite, die für den 23. Oktober angekündigt ist: Das furiose Gitarrenduo Rodrigo Y Gabriela, in Europa längst zu Festivaldarlings avanciert, legt dann den Boden für Alvaro Solers Playapartysound.

Da bevorzugen mittelalterliche Semester wohl den Reggaepop von Boy George: «Do you really want to hurt me?», wird der britische Sänger am 26. Oktober säuseln. Culture Club sind wieder auf Tour, aktuell

in den Vereinigten Staaten. Stirnimann konnte diese Band der 80er für ein europaweit exklusives Konzert buchen. Das dürfte wohl ausverkauft werden.

Flankiert wird die aufsehenerregendere Festivalmitte von eher leichter Kost – die deutsche Gruppe Silbermond etwa füllt zwar Säle, stellt aber auch tatsächlich «leichtes Gepäck» dar, wie es das Motto des Abschlussabends treffend umschreibt.

Mehr Gewicht hat da der 31. Oktober: Dann trifft der ehemalige Profisurfer Donavon Frankenreiter mit seinem Westcoast-Sound auf den legendärsten Beach Boy der Geschichte: Brian Wilson. Der alte Mann bringt nach 50 Jahren «Pet Sounds» auf eine Schweizer Bühne. Wer hätte gedacht, dass Brian Wilson noch in Basel zu erleben sein würde?

Ermöglicht hat das der Gönnerverein. Und der Zustupf war nötig, denn wie Stirnimann verrät, drohten die Verhandlungen zu scheitern, als die geplante Europatour gecancelt wurde. «Wir wollten uns aber diesen Traum erfüllen. Also mussten wir nochmals etwas drauflegen.» So kam es, dass Wilson nun eines von vier Europakonzerten (u.a. in der Royal Albert Hall) vor lediglich 1500 Zuschauern in Basel geben wird.

Eine Zitterpartie war auch die Verpflichtung von Jeff Beck: Er stand immer schon auf der Wunschliste von Matthias Müller, doch erst nachdem Eric Clapton hier auftrat, schien sich auch Beck für die Anfrage aus Basel zu interessieren. «Seit acht Monaten stehen wir nun in Verhandlungen und der Vertrag ist noch immer nicht unterschrieben. Aber wir glauben fest daran, dass er am 22. Oktober auf der Bühne stehen wird», so Stirnimann.

«Wir wollten uns diesen Traum erfüllen. Also mussten wir noch mal etwas drauflegen.»

CEO Beatrice Stirnimann über die Verpflichtung von Brian Wilson

Nicht verstecken muss sich der Opening Act: Der norwegische Sänger Sivert Høyem (Ex-Madrugada) betört mit seiner Stimme. Gleiches kann man von Laura Mvula sagen, der britischen Soulsängerin, die vergleichbar spannende Musik macht wie ihre US-Kollegin Janelle Monae und mehr Abwechslung verspricht als ihre Genre- und Landskollegin Emeli Sandé, die den Festivalreigen eröffnen wird.

Und sonst? Ist mit Kenny Rogers der Country, mit Bassist Marcus Miller der Fusion-Jazz und mit Nora Jones der Schlafzimmer-Jazz vertreten. Die US-Musikerin, die eigens für dieses Konzert den Atlantik überqueren wird, durfte übrigens selber auswählen, wer vor ihr eröffnen soll. Sie entschied sich gegen Basler Stimmen und für einen Luzerner: Damian Lynn. Er vertritt die Schweizer im Programm, zusammen mit Soulsänger Seven und der Hälfte des Frauen-Duos Boy.

Gespannt sein darf man auch auf eine andere tolle Frauenstimme: Brandi Carlile. Ob sie mehr zu bieten hat als diese eine grosse Story?

Diese Frage stellt sich auch beim belgischen Sänger Milow, der schon 2012 an der Session auftrat (damals noch im Musical Theater) und mit seinem Charme viele Sympathiepunkte holte, aber noch nicht über die ganze Konzertdauer bestechen konnte. Ob er vier Jahre später mehr Vielfalt auf die Bühne zaubert? Das kann man am 28. Oktober überprüfen.

tageswoche.ch/+fvt9c ×

Der Vorverkauf startet am 31. August
www.baloisesession.ch

MUSEEN

Zita - Щapa, Kammerstück von Katharina Fritsch und Alexej Koschkarow, Kalter Ofen, 2016, Katharina Fritsch, Puppen, 2016, Besitz der Künstler
© 2016 ProLitteris, Zurich
FOTO: TOM BISIG, BASEL

Schaulager
Ruchfeldstr. 19,
4142 Münchenstein
061 335 32 32
www.schaulager.org
Do: 13 – 19 Uhr
Fr, Sa, So: 11 – 17 Uhr
Der Eintritt ist kostenlos.

Zita – Щapa

Kammerstück von Katharina Fritsch und Alexej Koschkarow

Öffentliche Führungen:
Do 18 Uhr, So 11.30 Uhr, Fr 12.30 Uhr (alle 14 Tage)
Fremdsprachige Fürhungen siehe Website.
Anmeldung empfohlen unter **www.schaulager.org** und Tel. 061 335 32 32.

Kunstmuseum Basel
Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Sculpture on the Move 1946–2016

Die grosse Sonderausstellung zur Eröffnung des erweiterten Kunstmuseums Basel, bis 18.09.2016. Die grosse Sonderausstellung konzentriert sich auf das künstlerische Medium der Skulptur und zeigt die höchst dynamische Entwicklung vom Ende des 2. Weltkrieges bis heute.

Museum Tinguely
Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

Michael Landy. Out of Order
8. Juni – 25. September
Michael Landys Kunst ist geprägt von einer intensiven Auseinandersetzung mit der Haltung zu Konsum, zur Vergänglichkeit der Dinge und zum Umgang mit Besitzen und Loslassen. Am letzten Ausstellungstag, Sonntag, 25.09., feiert das Museum Tinguely sein 20-jähriges, Bestehen mit einem ‹Out of Order Day›.

HIER KÖNNTE IHR INSERAT STEHEN.

Theater

Regisseur Milo Rau über Bekenntnisse, die Überwindung des Elends und einen «Kontinentalkoloss namens EU».

Tragik und Leichtigkeit

Szene aus «The Dark Ages». Das Stück kommt ohne Bild ins Schaulager. FOTO: ZVG

von Naomi Gregoris

Mit seiner Europa-Trilogie hat Milo Rau eine soziologische Studie über einen geschüttelten Kontinent geschaffen, deren zweiter Teil am Samstag im Schaulager in Münchenstein als Hörspiel zur Aufführung kommt.

Herr Rau, «The Dark Ages» ist der zweite Teil Ihrer Europa-Trilogie. Im ersten Teil («The Civil Wars») ging es um junge Männer, die in den Jihad aufbrechen, jetzt geht es um Menschen und ihre Erinnerungen an den Bosnien-Krieg. Sie gehen von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit, vom Nahen Osten nach Osteuropa – wie passt das zusammen?

Die Trilogie hat keine festgesetzte Chronologie. Es ging mir darum, durch die Erinnerungen der Schauspieler verschiedene Standorte und historische Momente in Europa miteinander zu verknüpfen. Im ersten Teil passiert das von Westeuropa aus, die jungen Männer waren aus Belgien und Frankreich. Dieses zweite Mal kommen die Schauspieler aus Deutschland, Russland, Serbien und Bosnien. Im dritten Teil werden es Griechenland, Syrien und Rumänien sein. Also ganz unterschiedliche Geschichten und Herkünfte. Die Schwerpunkte sind aber stets dieselben: Es geht um Krieg, um Elend, um Migration und letztlich auch Gerechtigkeit, dargestellt anhand der sehr persönlichen Geschichten der Schauspieler.

Die Schauspieler in Ihren Stücken gehen ans Äusserste und geben intimste Erinnerungen preis. Wie kommt man so nah an einen Menschen ran?

Das ist eine Sache des Castings. Ich habe sehr lange gesucht, bis ich die perfekten Leute gefunden habe. Ausschlaggebend war nicht in erster Linie, was sie erlebt hatten, sondern wie viel Professionalität sie mitbrachten. Mit Laien ist so ein Stück unmöglich. Die Schauspieler müssen sich ihrer Rollen bewusst sein, und gleichzeitig muss ihnen klar sein, dass in ihrem Innersten, ihrem Privatesten, auch etwas Universales liegt. Inwiefern ist der Mensch, auch wenn er intimste Dinge von sich preisgibt, trotzdem eine Figur? Diese Wechselseitigkeit muss ein Schauspieler verstehen können.

Im Sinne von: Wo ist die Rolle, wo bin ich selber?

Genau, bei uns ist alles Text und gleichzeitig Erinnerung. Um ein Leben zu erzählen brauchst du vielleicht fünf Stunden, aber auf der Bühne hast du nur eine halbe Stunde. Wie schaffst du das? Wie kannst du einen Bogen finden, der Sinn macht im Schauspiel, aber auch in Verbindung mit den anderen Schauspielern und mit deiner Lebensgeschichte?

Nicht ganz einfach, schliesslich geht es hier ja um mit Emotionen verbundene Erinnerungen.

Milo Rau wurde 1977 in Bern geboren. Der Regisseur und Autor gilt als Pionier des Reenactment-Theaters. In seinen Inszenierungen arbeitet er – zum Teil mit Laienschauspielern – (Zeit-)Geschichte auf. Für seine Arbeit erhielt er zahlreiche Auszeichnungen. Für die Produktion und Verwertung seiner Arbeiten hat Rau 2007 das International Institute of Political Murder gegründet.

Ja, und genau diese Balance muss das Stück halten: die Tragik einerseits, dieses «Leiden, Lernen, Wachsen», und andererseits eine Leichtigkeit, die mit der Entscheidungsfreiheit kommt. Man kann seine Rolle auch negieren oder sich davon abgrenzen. Das eigene Schicksal annehmen oder ablehnen. Im realen Leben macht man das ja auch. Und genau diese Frage stellt sich bei den Schauspielern: Welche Figur habe ich damals in gewissen Situationen gespielt?

«Ich will die absolute Notwendigkeit.»

Sie nennen die Trilogie «Europa» – ist es Ihre Aufgabe, ein Bild Europas zu zeichnen?

Mir ging es darum, dem vagen Gerede über Europa und den ganzen Utopien mal eine soziologische Studie entgegenzusetzen. Ein Bild, ja, allerdings weiss man ja noch gar nicht, was dieses neue Europa ist. Dieser Kontinentalkoloss namens EU hat noch keine abgeschlossene Definition, abgesehen von seinen wirtschaftlichen und kriegsverhindernden Aufgaben. Weder für seine Grenzen noch fürs Innere noch für seine Identität. Die Trilogie ist also eher eine Europa-Theorie im Kleinen: In «The Civil Wars» ging es um Krieg, es zerfällt alles, das Alte wird ausgelöscht. In «The Dark Ages» werden die Leute umhergetrieben, Nationalstaaten gibt es nicht mehr, aber auch nichts Einendes. Und in «Empire», dem letzten Teil, kommen dann plötzlich Grenzen auf.

Sie sind Theaterregisseur – da denkt man an fiktive Geschichten, an inszenierte Produktionen. Sie aber betreiben dokumentarisches Theater und wählen dafür Schauspieler oder Laien aus, deren Lebensgeschichten eng mit den Inhalten verbunden sind. Wieso?

Für mich ist der Schauspieler als Figur sehr zentral, ebenso wie die Recherchereisen und das Casting. Das Drumherum ist integraler Bestandteil meiner Arbeit. Ich kann nicht Texte verteilen, die Leute in den Probekeller schicken und das Stück dann aufführen. Das wäre für mich unmöglich. Mir reicht das nicht. Ich will die absolute Notwendigkeit.

Real-Life.

Real-Life.

Real-Life könnte aber auch angenehm sein. Stattdessen wählen Sie als Stoff harte Kost: das Breivik-Manifest, den Völkermord in Ruanda, Konflikte im Kongo. Ist das Elend Ihr tägliches Brot?

Naja, die Wirklichkeit ist natürlich eher eine solidarische. Das ist meine Philosophie: Die Überwindung des Tragischen, des Unglücks und der Feindschaft funktioniert nur in der Gemeinschaft.

Eine Gemeinschaft, die – in Ihrem Fall – das Elend reinszeniert.

Genau. Ich denke, dass die Wiederholung von Elend in einem Kunstprojekt nur dann Sinn macht, wenn es gemeinschaftlich hergestellt wird. Theater ist für mich ein utopischer Ort, wo eine Gegenrealität entstehen kann, die den ganzen Schrecken der Realität zeigen muss. Kunst ist nicht dafür da, damit wir uns alle entspannen und so tun können, als würde das alles da draussen nicht existieren. Indem man das Elend auf der Bühne noch einmal existieren lässt und gemeinsam durchquert, geschieht eine Katharsis. Man hat sich gemeinsam darauf eingelassen, es dargestellt und hergestellt – übrigens auch als Zuschauer. Und dann fällt der Vorhang und man ist, zumindest für kurze Zeit, geläutert. Das ist für mich Theater.

tageswoche.ch/+xdk3c ×

«The Dark Ages», Hörspiel, anschliessend Gespräch mit Regisseur Milo Rau. Samstag, 27. August, 16 Uhr, Schaulager, Ruchfeldstrasse 19, Münchenstein. Am 1. September erscheint eine Publikation zu Milo Raus Europa-Trilogie.

Unter freiem Himmel

Alles tanzt zur Derniere draussen

Die letzten lauen Sommernächte locken nochmals zum Feiern unterm Sternenhimmel.

Am Klosterbergfest dürfte der Bierkonsum mit der Wiederbelebung der Konzertbühne zulegen. Im Gegensatz zu Latino-Klängen in den Caipi-Bars dominieren hier an drei Tagen lokale Rockbands verschiedener Couleur.

Am Hafen werden am Freitag gleich zwei Bühnen bespielt. Zum Sonnenuntergang spielen bei der «Marina» The Universe By The Ear herzhaften Frickelrock. Mit Einbruch der Nacht wird bei der Skatebowl nebenan zehn Jahre nach der legendären «Blackcross» den Toten gehuldigt. Erst klopfen Heckler mit hartem Crust-Punk die Betongeister wach, dann zelebrieren die Lombego Surfers ihren Voodoo-Rock.

Am Samstag endet weiter oben am Hafen der Jungle Street Groove. Haben die Groovetrucks das Rheinbord von der Wettsteinbrücke bis zur Dreirosenbrücke in Schwung gebracht, wird auf dem Ex-Migrol-Areal bis 22 Uhr weiter gefeiert mit elektronischer Tanzmusik von Jungle und Drum 'n' Bass bis zu Techno.

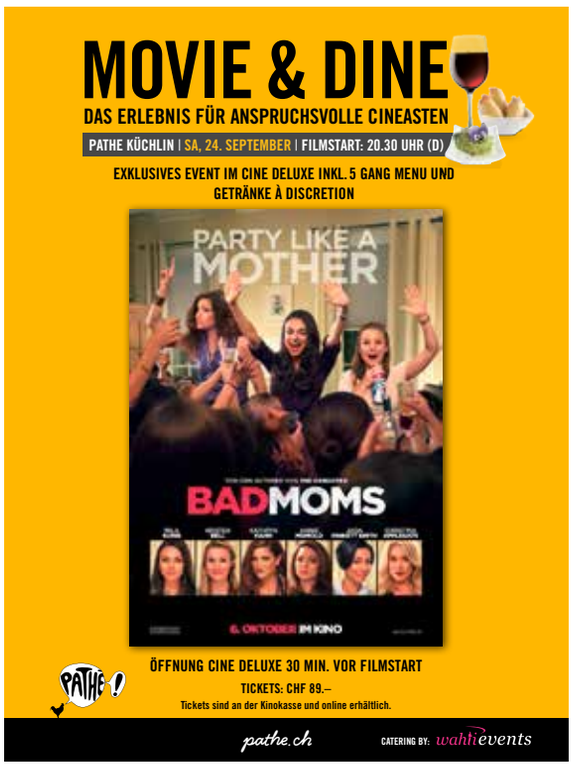
Von House bis Goa donnert es auch draussen im Dreiländergarten in Weil am Rhein beim Grenzenlos Festival. ×

Fr, 18.30 Uhr–So, 15 Uhr, L'Unique Stage, Klosterbergfest, Klosterberg Basel.
Fr, 20 Uhr, The Universe By The Ear, Marina, Uferstrasse 80, Basel.
Fr, 21 Uhr, In Memoriam Blackcross-Bowl, Port Land, Uferstrasse 80, Basel.
Sa, 14 Uhr, 20 Jahre Jungle Street Groove, Theodorsgraben–Uferstrasse, Basel.
Sa, 11–24 Uhr, Grenzenlos Festival, Dreiländergarten, Weil am Rhein.

Kinoprogramm

Basel und Region 26. August bis 01. September

ANZEIGE



BASEL CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **ELLIOT, DER DRACHE** [6/4 J]
  14.00 D
- **PETS** [4/4 J]
  14.00 D
- **DEMOLITION** [14/12 J]
  17.00/20.00 E/d/f
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
  17.00/20.00 E/d/f

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **RETOUR CHEZ MA MÈRE** [8/6 J]
  13.30/15.00/18.45 F/d
- **CAPTAIN FANTASTIC** [12/10 J]
  13.45/18.20/20.45 E/d/f
- **MAGGIE'S PLAN** [16/14 J]
  13.45/21.00 E/d/f
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
  14.00/16.15/18.30/20.45 Ov/d/f
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
  15.30/17.30/20.30 D
- **EL OLIVO** [8/6 J]
  15.40/19.00/21.00 Sp/d/f
- **THE IDOL** [8/6 J]
  16.15 Arab/d
- **INNOCENCE OF MEMORIES** [16/14 J]
  17.00 E/d/f
- **PARADISE – MA DAR BEHESHT** [16/14 J]
  SO: 11.10 Ov/d
- **ACORDA BRASIL – THE VIOLIN TEACHER** [12/10 J]
  SO: 11.30 Ov/d/f
- **JULIETA** [12/10 J]
  SO: 11.45 Sp/d/f
- **PEGGY GUGGENHEIM: ART ADDICT** [8/6 J]
  SO: 11.50 E/d
- **LE GOÛT DES MERVEILLES** [6/4 J]
  SO: 12.00 F/d
- **REISE DER HOFFNUNG** [16/14 J]
  SO: 13.00 Ov/d/f

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **LA VACHE** [6/4 J]
  16.15/20.45 F/d
- **LA VIE TRÈS PRIVÉE DE MONSIEUR SIM** [16/14 J]
  FR: 16.45–SA: 21.00
  SO: 14.00/20.00–MO-MI: 18.30 F/d
- **TOMORROW – DEMAIN** [8/6 J]
  18.15 Ov/d/f/e
- **LA STANZA DEL FIGLIO**
  FR: 19.00 I/d
  TRAUER, ABSCHIED, NEUBEGINN. VORTRAG
  PROF. JOACHIM KÜCHENHOFF, PSYCHOANALYTIKER
- **L'AVENIR** [16/14 J]
  FR: 21.15–SA: 16.45 SO: 14.30–MO-MI: 16.30/20.45 F/d
- **VITA BREVIS**
  SA: 19.00 Ov/d
  ZEIT UND EWIGKEIT. VORTRAG
  DR. CAROLINE SCHRÖDER FIELD, MÜNSTERPFARRERIN
- **YOUTH** [14/12 J]
  SO: 17.00 E/d
  DAS ENDE IST DER ANFANG

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE**

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
  12.30/14.45–SA/SO: 10.15 D
- **TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES: OUT OF THE SHADOWS – 3D** [12/10 J]
  FR-DI: 12.45 D
- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
  12.50–SA/MO/MI: 18.10 D
- **SUICIDE SQUAD – 3D** [14/12 J]
  15.30/20.45–FR/SO/DI: 18.10
  FR/SA: 23.20–SA/SO: 10.15 D
  15.45/17.45/20.20
  FR/MO/DI: 13.10
  FR/SA: 23.00–SA/SO: 10.40 E/d/f
- **ELLIOT, DER DRACHE** [6/4 J]
  13.00–SA/SO: 10.45
  SA/MO/MI: 17.40 D
- **ELLIOT, DER DRACHE – 3D** [6/4 J]
  13.15/15.30–FR/SO/DI: 17.40
  FR-MO/MI: 20.00–SA/SO: 10.15 D
- **MOTHER'S DAY: LIEBE IST KEIN KINDERSPIEL** [8/6 J]
  13.00/20.30–FR/SO/DI: 15.30
  SA/MO/MI: 18.00–SA: 23.00 D
  20.45–FR/SO/DI: 18.00
  FR: 23.00–SA/SO: 10.30
  SA/MO/MI: 15.30 E/d/f
- **BFG – BIG FRIENDLY GIANT – 3D** [8/6 J]
  14.00–SA/SO: 11.30 D
- **GHOSTBUSTERS – 3D** [12/10 J]
  15.10 D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
  15.15–FR/SO/DI: 17.50
  FR: 23.10–SA/MO/MI: 20.30 D
  FR/SO/DI: 20.30
  SA/MO/MI: 17.50–SA: 23.10 E/d/f
- **MECHANIC: RESURRECTION** [16/14 J]
  16.30/18.40/20.50
  FR/SA: 23.20 D
- **THE SHALLOWS – GEFAHR AUS DER TIEFE** [14/12 J]
  17.00/21.00–FR/SA: 23.15 D
- **LEGEND OF TARZAN – 3D** [10/8 J]
  18.20–SA: 22.15 D
- **LIGHTS OUT** [16/14 J]
  19.00–FR/SA: 23.30 D
- **MOHENJO DARO** [16/14 J]
  FR: 22.15–DI: 20.00 Hindi/d/f
- **PETS – 3D** [0/0 J]
  SA/SO: 10.40–MI: 12.45 D
- **ICE AGE – KOLLISION VORAUS! – 3D** [6/4 J]
  SA/SO/MI: 13.10 D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **PETS – 3D** [0/0 J]
  FR/SA: 14.00–FR/SO: 18.00
  SA/SO: 16.00–SA/MO/MI: 20.00 D
  FR/SO/DI: 20.00
  SA/MO/MI: 18.00 E/d/f
- **PETS** [0/0 J]
  FR: 16.00–SO: 14.00–DI: 18.00 D
- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
  FR/SA: 22.00 D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
  14.30/20.30 E/d/f
- **MOTHER'S DAY** [8/6 J]
  15.00/18.00/21.00 E/d/f
- **PETS** [4/4 J]
  17.30 D

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **UN 32 AOÛT SUR TERRE** [12/10 J]
  FR: 18.30 F/e
- **CLOUDS OF SILS MARIA** [10/8 J]
  FR: 21.00 F/d
- **SUBURRA** [16/14 J]
  SA: 15.00 I/d
- **TROIS COULEURS: BLEU** [12/10 J]
  SA: 17.30 F/d
- **SICARIO** [16/14 J]
  SA: 19.30 E/d
- **DAMAGE** [16/14 J]
  SA: 22.00–MO: 21.00 E/d
- **WUTHERING HEIGHTS** [12/10 J]
  SO: 13.15 E/e
- **MAELSTRÖM** [16/14 J]
  SO: 15.15–MO: 18.30 F/d
- **CHOCOLAT** [6 J]
  SO: 17.30 E/d
- **THE ENGLISH PATIENT** [12/10 J]
  SO: 20.00 E/d
- **GÄSSLI FILM FESTIVAL: KURZFILM-SHOWCASE**
  MI: 18.30 Ov/e
- **LATE SHIFT** [16/16 J]
  MI: 20.30 E/d
  IN ANWESENHEIT DES PRODUZENTEN BAPTISTE PLANCHE

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **BETRIEBSFERIEN BIS 31. AUGUST 2016**

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **MOTHER'S DAY: LIEBE IST KEIN KINDERSPIEL** [8/6 J]
  FR-MO: 20.15 D
- **ICE AGE – KOLLISION VORAUS! – 3D** [6/4 J]
  SO: 13.15 D
- **PETS – 3D** [0/0 J]
  SO/MI: 15.00 D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
  SO: 17.30 D
- **EIN GANZES HALBES JAHR – ME BEFORE YOU** [12/10 J]
  MO: 18.00 D
- **NAB Moviecard Night: NOW YOU SEE ME 2** [10/8 J]
  MI: 20.15 D

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **ELLIOT, DER DRACHE – 3D** [6/4 J]
  FR-SO: 18.00 D
- **ELLIOT, DER DRACHE** [6/4 J]
  SA: 11.00–MI: 15.45 D
- **MOTHER'S DAY: LIEBE IST KEIN KINDERSPIEL** [8/6 J]
  20.15 D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
  FR/SA: 22.45 D
- **PETS – 3D** [0/0 J]
  SA/SO: 13.45 D
- **PETS** [0/0 J]
  SO: 11.00–MI: 13.45 D
- **CONNI & CO.** [6/4 J]
  SA/SO: 15.45 D
- **EIN GANZES HALBES JAHR – ME BEFORE YOU** [12/10 J]
  MO-MI: 18.00 D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- **RETOUR CHEZ MA MÈRE** [8/6 J]
  FR: 18.00 F/d
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
  20.15 D
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
  SA-MI: 18.00 D
- **TOMORROW – DEMAIN** [8/6 J]
  SO: 15.30 D/Ov/d

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **JASON BOURNE** [12/10 J]
  18.00 D
- **MOTHER'S DAY: LIEBE IST KEIN KINDERSPIEL** [8/6 J]
  20.30 D
- **CONNI & CO.** [6/4 J]
  SA/SO/MI: 16.00 D

Vor 25 Jahren veröffentlichten Pearl Jam ihr Debüt «Ten». Band wie Album sind heute Klassiker.

Leben heisst leiden lernen

von Andreas Schneitter

An einem Nachmittag um halb vier in einem wohlhabenden Vorort, draussen 17 Grad und wolkig, läuft der Teenager Jeremy mit entblösstem Oberkörper in sein Klassenzimmer. Bisher haben seine Mitschüler ihn, den introvertierten, nicht anschlussfähigen Aussenseiter, verspottet, nun zahlt er es ihnen heim. Als der letzte Akkord ausklingt, liegen sie in ihrem Blut. Oder sie sind von Jeremys Blut befleckt, der sich selbst erschossen hat? Das ist Gegenstand von Diskussionen.

Das Video zum Song «Jeremy», das den Wahn von der Vendetta eines Gehänselten visualisiert, erschien 1992, vor den schockartigen Massakern an amerikanischen Schulen wie Columbine oder Littleton. Trotz Kontroversen wurde die Metapher des Clips, verstärkt durch die flatternde Bildsprache, von seinem Zielpublikum verstanden. Nicht um Gewaltfantasien ging es. Sondern um das Innenleben einer neuen Generation von Unverstandenen, deren Introvertiertheit nach Ventilen sucht.

Einladung zur Identifikation

So oder ähnlich muss der Grunge als Subkultur des Rock'n'Roll ersonnen worden sein – eine Subkultur, die schon bald keine mehr war. Vor allem Nirvana hatten mit ihrem epochalen zweiten Album «Nevermind» diesem Genre, das erst im Nachhinein zu einem solchen geschnürt wurde, den Stempel aufgedrückt.

Einen Monat vor «Nevermind», im August 1991, erschien «Ten», das Debütalbum von Pearl Jam. Und wurde mitgerissen vom Sog.

«Jeremy» war der Song, der am stärksten den Ausbruch lang unterdrückter Wut verkörperte. «Seemed a harmless little fuck, but we unleashed a lion», heisst es in einer Schlüsselzeile, die davor warnt, wie es in den Aussenseitern brodelt. Daneben hielt «Ten» die nur vermeintlich euphorische Hymne «Alive» bereit, die Lebensmut zu besingen schien, in Wahrheit jedoch von den Identitätsfragen eines jungen Erwachsenen erzählt.

«Ten» war der Startschuss zur einzig beständigen Karriere einer Grunge-Band. Pearl Jam hatten Nirvana eine Anschlussfähigkeit voraus, die über die Zielgruppe hinausging – ihr Sound war weniger roh, sondern orientierte sich stärker an Blues und Rock der späten Sechziger und Siebziger wie jenem von Jimi Hendrix, Neil Young (mit dem sie 1995 ein gemeinsames Album einspielten) oder Led Zeppelin.

Die Bandmitglieder, allen voran Sänger Eddie Vedder, zeigten keine Allüren, und sie vertraten Positionen, die in den folgenden Jahren zumindest im linksliberalen Amerika, und in Europa sowieso, Fundamentalcharakter erhielten: für schärfere Waffengesetze und den Umweltschutz, für eine gerechtere Sozialpolitik und die Entkriminalisierung der Abtreibung. Vedder fand für diese Themen eine persönliche Sprache, die zur Identifikation einlud.

Was daraus wuchs, war ein Rockstarstatus, der einigen Widerstand gegen die Gesetze der Branche erlaubte. Pearl Jam boykottierten während Jahren den Musiksender MTV, der «Jeremy» 1993 zum besten Clip des Jahres gekürt hatte. Sie versuchten sich der führenden Konzertagentur Ticketmaster zu verweigern, um Konzertkarten unter 20 Dollar anbieten zu können. Und sie untergruben ihren Erfolgsrock mit Abkehrplatten wie «Vitalogy» und «No Code».

Wandlung und Konsequenz

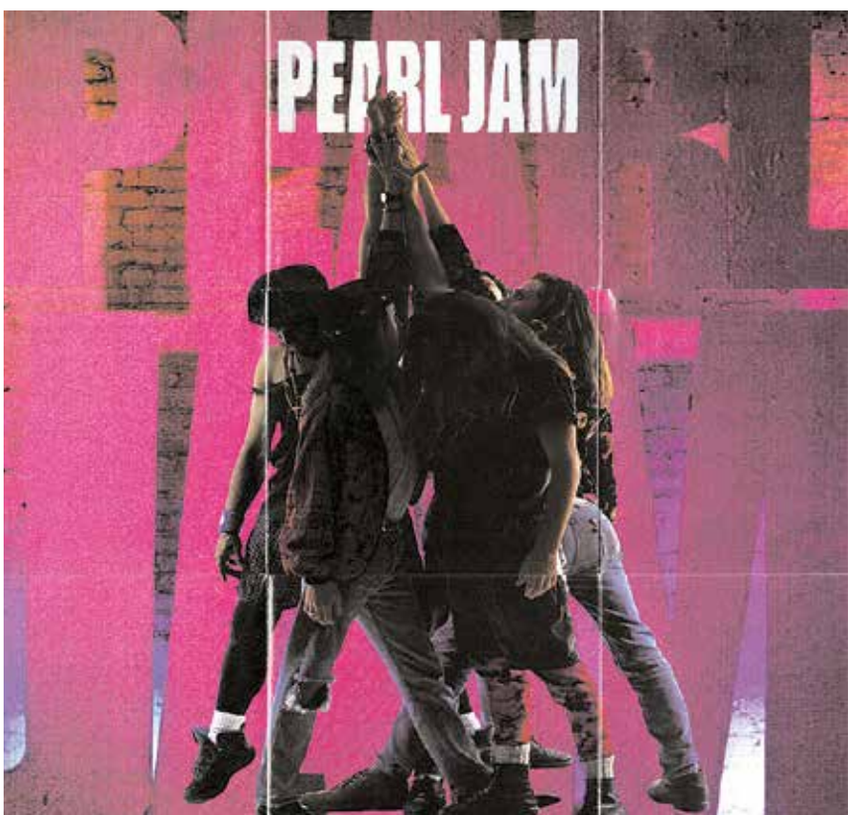
Das wurde von einem Publikum, das sich am stilistisch früh eingefrorenen Grunge labte, nicht durchwegs honoriert, aber Pearl Jam schafften damit, was aus Urknallgeburten wie dem Seattle-Sound selten hervorgeht: Wandlungsfähigkeit und Konsequenz.

2013 erschien ihr bisher letztes Album «Lightning Bolt», das wie immer ein paar ungehörte Nuancen bereit hielt, sich jedoch ebenso beständig aus dem nährte, was bereits «Ten» gut zwanzig Jahre zuvor früh zum Klassiker erhob: bretternder Rock zum Einstieg, Sensitivität dank Vedders Gesangsintensität in den balladeskeren Momenten und vor allem ein Ausdruck von Melancholie.

Diesen würde man sich, auch wenn er von einem Rockstar in seinen Fünfzigern kommt, sofort aufs Shirt drucken, wäre man eine Generation jünger: «Easy come and easy go / Easy left me a long time ago» – Leben heisst leiden lernen.

tageswoche.ch/+zpt6s ×

Das CD-Booklet als Mini-Poster: «Ten» von Pearl Jam.



Zeitlos schön und doch aus der Zeit gefallen. FOTO: CAROL ENGLER

Zeitmaschine

Telefonapparate waren lange fester Bestandteil des privaten und öffentlichen Raumes, bis sie fast ganz verschwanden.

Als man noch «äs Telifon» machte

von Martin Stohler

Die Telefonie mit Fernsprechapparaten hat mehrere Väter. Im Jahr 1876 reichten sowohl Elisha Gray wie Alexander Graham Bell jeweils eigene Patentanträge für entsprechende Geräte ein. Sie stützten sich dabei auch auf Erfindungen, die Johann Philipp Reis und Antonio Meucci gemacht hatten.

Die ersten Telefonmodelle kamen bescheiden designt daher. Sie erfüllten aber ihren Zweck. Waren zuvor Briefe und Postkarten beliebte Mittel der Kommunikation, so erwuchs ihnen mit dem ebenfalls in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfundenen Telegrafen und dem Telefon starke Konkurrenz.

Allerdings waren die auf ein Netz von fest installierten Leitungen angewiesenen Telefonapparate in manchen Gegenden anfänglich dünn gesät.

In den Dörfern des oberen Baselbiets gab es in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in der Regel nicht mehr als ein, zwei Apparate. Deren Besitzer wurden oft gebeten, Nachrichten an Drittpersonen im Dorf auszurichten oder erhielten Besuch von Nachbarn, die noch «schnell äs Telifon mache» mussten.

Ein Kästchen an der Wand

Ein Gemeindepräsident soll seinerzeit den Telefonapparat im Nachbarhaus derart in Anspruch genommen haben, dass ihn dessen Besitzer schliesslich fragte, ob es nicht einfacher wäre, wenn er sich ein eigenes Telefon anschaffen würde. Darauf sah ihn der Gemeindepräsident erstaunt an, schüttelte den Kopf und sagte: «Ouw nai, das geb mer es z grosses Gläuf.»

Der erste Telefonapparat, an den ich mich erinnern kann, war ein kleines schwarzes Kästchen mit einer Wählscheibe, einer Klingel und einem Hörer. Letzteren nennt man in der Fachsprache Mikrotel, da er neben der Hörkapsel auch ein Mikrofon enthält. Der Apparat war an eine Wand im Hausgang montiert, der Hörer durch ein kurzes Kabel mit dem Kästchen verbunden. Telefoniert wurde im Stehen.

Mit der Zeit wurde die Bewegungsfreiheit beim Telefonieren jedoch grösser. Die Geräte standen nun auf kleinen Möbeln oder thronten auf Schreibtischen. Und war das Kabel zwischen Steckdose und Apparat lang genug, dann konnte man sich bei einem längeren Gespräch aufs Sofa setzen oder es sich in einem Fauteuil bequem machen.

Mit dem Mobiltelefon, das in der Schweiz als Nationales Autotelefon seinen Siegeszug begann, wurde die Bewegungsfreiheit des Telefonierenden grösser. Gelegentlich war zwar mit Funklöchern zu rechnen. Mit einem immer dichteren Funknetz wurden diese aber weitgehend gestopft.

Das Natel und seine Nachfolger, das Handy und erst recht das Smartphone, versetzten dem klassischen Telefonapparat den Todesstoss.

Der Vormarsch der Mobiltelefone hatte einen weiteren Effekt. Während Jahrzehnten gehörten Telefonzellen zum Erscheinungsbild der Städte und Dörfer. Manche waren freistehend, andere in Postgebäude oder Bahnhöfe integriert. Heute sind sie weitgehend verschwunden. Der rapid abnehmende Bedarf an öffentlichen Fernsprechgeräten und die anfallenden Betriebs- und Unterhaltskosten machten sie zum Auslaufmodell.

Ausgemustert

Nun sind auch die Tage des Telefonfestnetzes gezählt. So teilt etwa Swisscom ihren Kunden mit: «Die herkömmliche Festnetztechnologie ist veraltet und stammt aus der Zeit vor dem Internet. Weltweit wird daher derzeit auf die zukunftsorientierte IP-Technologie umgestellt. So auch in der Schweiz. (...) Daher plant Swisscom bis Ende 2017 alle Dienste wie Sprachtelefonie, TV oder Daten einheitlich auf die IP-Technologie (IP: Internet Protokoll) zu überführen. Bestehende Geräte (analog) können danach weiterhin an der analogen Schnittstelle des Routers verwendet werden (mindestens bis Ende 2020).»

Jetzt schon nicht mehr verwenden kann ich mein letztes «klassisches» Telefongerät, einen roten Apparat, der statt einer Wählscheibe über moderne Drucktasten verfügt. Ich weiss nicht, warum ich das Ding nicht schon längst entsorgt habe. Vielleicht liegt es daran, dass es mich an jenes berühmte rote Telefon erinnert, zu dem man während des Kalten Krieges im Weissen Haus und im Moskauer Kreml jeweils dann gegriffen haben soll, wenn sich die Spannungen zwischen dem Osten und dem Westen derart verschärften, dass ein (Atom-)Krieg drohte.

tageswoche.ch/+0rv2o ×

Unter Arkaden wandeln, deftig und doch in Bio-Qualität essen und über Utopien diskutieren – das alles bietet die oft übersehene Universitätsstadt in Norditalien.

Wo man abendfüllend über Rezepte diskutiert

von Nicole Gisler

Auch im Làbas, einer besetzten Kaserne, dreht sich alles ums Essen. FOTO: NICOLE GISLER

Bologna kennen viele nur als namensgebende Stadt des europäischen Unisystems. Grund dafür ist die älteste Universität Europas, die hier 1088 gegründet wurde. Noch heute machen Studierende rund ein Viertel der 380 000 Stadtbewohner aus.

La Rossa nennen diese ihre Stadt – ein Übername, der sich aus dem rötlichen Ton der Häuser sowie der kommunistischen Vergangenheit ergab. Über 50 Jahre lang wurde hier nach dem Zweiten Weltkrieg stets die Kommunistische Partei gewählt.

Wie im Ameisenhaufen fühlen wir uns im Làbas, einer seit ein paar Jahren besetzten Kaserne. Es ist Marktabend, und die Stimmung gleicht einem Dorffest. Auf den Tischen stapeln sich duftendes Gebäck, Früchte und Gemüse in allen Formen. Weine werden geöffnet, auf der Bühne checkt eine Reggae-Band den Sound für das bevorstehende Konzert. In Bologna gibt es an jedem Wochentag irgendwo einen Markt, häufig verbunden mit Abendessen und einem Konzert.

La Grassa – die Fette, ist ein weiterer Spitzname Bolognas. Das Essen hier gilt als besonders deftig. Und man tauscht sich gerne übers Essen aus. Diskussionen über die besten Rezepte können den ganzen Abend dauern und beginnen schon beim Aperitivo, etwa in der Bar Senza Nome. Für einen Euro Aufpreis erhalten wir zum Weisswein einen Pappteller und können uns mehrmals am leckeren Buffet mit Häppchen und Salat eindecken.

Dank den zahlreichen Arkaden kann man vor Regen oder Sonne geschützt durch die Stadt spazieren. Eine praktische Angelegenheit nicht nur aus Wettergründen: Die von Pfeilern getragenen Bogen ermöglichen mehr Wohnraum auf den oberen Stockwerken, ohne den Handel im Erdgeschoss zu beeinträchtigen.

Der längste Arkadengang führt zum Santuario della Madonna di San Luca. Wer genug Energie für die vielen Treppen zur Kirche hat, wird mit dem Ausblick auf die weite Hügellandschaft im Südwesten Bolognas belohnt.

Den besten Ausblick über die roten Ziegeldächer der Stadt hat man von den Due Torri aus. Einflussreiche Familien bauten die beiden Geschlechtertürme, 97 und 48 Meter hoch, ursprünglich zur Verteidigung. Je grösser der Turm, desto höher war das Ansehen des Geschlechts.

Den Kopf voll neuer Ideen

Da sich die Hitze im Sommer bis spätabends an den Steinwänden festklammert, ist ein Besuch Bolognas vor allem im Frühling oder Herbst zu empfehlen. Es sei denn, man ist auf der Suche nach Filmperlen. Solche findet man an dem Ende Juni stattfindenden Cinema Ritrovato. Das auf restaurierte Versionen und Wiederentdeckungen spezialisierte Filmfestival bietet Raum für Diskussionen und allabendlich lockt ein kostenloser Film auf dem Hauptplatz, der Piazza Maggiore, Zuschauer an.

Bologna mag Italienreisenden oft durch die Maschen gehen. Dabei sprüht die Stadt vor Energie. Hier werden Utopien gelebt, und manche Besuchende mögen mit einem Kopf voller neuer Ideen heimkehren.

tageswoche.ch/+s7b5x ×

Essen

Erkundigt man sich nach der besten Pizza in der Stadt, so hört man am häufigsten den Namen der Pizzeria Spacca Napoli (Via S. Vitale 45A). Und auch wenn der Hunger so gross ist wie die Auswahl: Eine Pizza reicht locker für zwei. Leckere frisch gemachte Pasta gibt es mittags im «Naldi» (Via del Pratello 69A).

Aperitivo

Im «Macondo» (Via del Pratello 22) gibt es jeden Abend ein gutes Buffet (2 Euro Aufpreis zum Getränk) – zweimal in der Woche ein veganes.

Märkte

Die verschiedenen Wochenmärkte findet man auf www.campiaperti.org und auf www.mercatidellaterra.com.

Kreuzworträtsel

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort**, **Name** und **Adresse** (1.– SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort. **Einsendeschluss**: 31.08.2016. Lösungswort der letzten Woche: SKULPTUREN

ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin: **Peter Leuenberger**

Auflösung der Ausgabe Nr. 34

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 35;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-beglaubigt, weitere Infos: tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint täglich online und jeweils am Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion/ Geschäftsleitung
Christian Degen
Digitalstratege
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong, Andrea Fopp,
Elin Fredriksson,
Naomi Gregoris, Simone Janz
(Praktikantin), Stefan Kempf,
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

Unterstützen Sie unsere Arbeit mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

SPORTLICHER STADTFLITZER «SCHNELL VELOS» FR. 180.–

26”-Felgen, leichter Alu-Rahmen, 24-Gang Shimano, Deore-Schaltung, V-Brakes mit guter Bremswirkung. Guter Zustand und sofort fahrbereit.
Preis: Fr. 180.–.

RUNDER TISCH

Ich habe keinen Platz mehr für meinen gut erhaltenen Holztisch.

DAS 1. FRAUEN-SYMPHONIE-ORCHESTER IM DREILAND – LES ELLES SYMPHONIQUES

Basel, Martinskirche:
Sonntag, 4. September, 17 Uhr
Liestal, Stadtkirche:
Sonntag, 30. Oktober, 17 Uhr
www.les-elles-symphoniques.eu
Vorverkauf: www.ticketino.com und
Bider + Tanner, Basel

VELO RALEIGH

In sehr gutem Zustand, neue Pneus und 3 Gänge.

SABA MAINAU RADIO-RUNDFUNK-EMPFÄNGER

Saba Mainau Radio-Rundfunkempfänger 60er-Jahre, funktioniert einwandfrei, gut erhalten, inkl. Schaltplan.
Preis: Fr. 100.–.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SALES MANAGER W/M FÜR INNOVATIVES START-UP

Aufgabenbeschreibung:
- Als Teamplayer agierst Du als massgebliche Unterstützung unseres eingespielten Vertriebs- sowie Service-Teams.
- Du bist zentraler Ansprechpartner des gesamten Kunden-Auftragsmanagements und sprichst je nach Anfrage proaktiv neue Kundenkontakte an.
- Du bearbeitest selbstständig Anfragen, erstellst und erfasst Angebote bzw. Aufträge in unserem unternehmenseigenen System und koordinierst den Versand von Infomaterial und Angeboten.

Wir bieten eine attraktive Perspektive:
- Du bist beteiligt am weiteren Aufbau eines innovativen Start-ups, mit entsprechender Verantwortung und Entwicklungsmöglichkeiten.
- Du bist Teil eines sympathischen, jungen Teams.

ASSISTANT: HR-SERVICES JACANDO MATCH

Ihre Aufgaben:
- Administrative Abwicklung der Matchmaking-Prozesse
- Projektunterstützung: Korrespondenzen und Schnittstellenaufgaben
- Bearbeiten von schriftlichen und telefonischen Anfragen
- Erstellen von Präsentationen und Statistiken
- Unterstützung bei Verkaufsaktivitäten

Ihr Profil:
- Kaufmännische oder vergleichbare Grundausbildung
- Erfahrung im Personalwesen oder Personalvermittlung. Weiterbildung im HR-Bereich von Vorteil
- Organisationstalent mit hoher Dienstleistungsbereitschaft und Flexibilität
- Stilsicheres und fliessendes Deutsch, gute Englischkenntnisse. Weitere Sprachkenntnisse (insbes. Französisch) von Vorteil

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch

9 772235 224407

ANZEIGE

OTTO'S

Coca-Cola Classic, Zero, Fanta Orange oder Sprite
je 18 x 50 cl
14.90 statt 24.30

Persil
Pulver oder Gel
je 100 WG
23.90 Konkurrenzvergleich 53.85

12 e mezzo Negroamaro del Salento IGP
Jahrgang 2014*
Auszeichnung:
AWC Vienna 2014
Silbermedaille
75 cl
4.95 Preis-Hit

Hugo Boss
Bottled
Homme
EdT Vapo
200 ml
69.90 Konkurrenzvergleich 132.-

Head & Shoulders
div. Sorten
je 500 ml
5.95 Konkurrenzvergleich 8.50

je 70 WG
17.90 statt 39.60

OTTO'S SPORT ORIGINAL BRANDS

Taste Candy Board
29.90 Preis-Hit

Belowzero Strickfleece-jacken mit Soft-shell-Einsatz
Gr. S-XL, div. Farben,
100% Polyester

Belowzero Fleecejacke
Gr. S-XL,
100% Polyester,
div. Farben
39.90 Konkurrenzvergleich 79.-

Salomon X-Ultra Trek LTR GTX
Multifunktionsschuh
hoch Herren, Gr. 40 2/3-44 2/3,
mit Gore-Tex
149.- Konkurrenzvergleich 219.-

Salomon Eskape Aero
Multifunktionsschuh
Herren, Gr. 40 2/3-44 2/3
69.- Konkurrenzvergleich 119.-

je 69.- Konkurrenzvergleich 129.-

Columbia CSC Greenwood Ridge Hoodys
Gr. S-XL, 77% BW,
23% Polyester,
div. Farben
49.90 Konkurrenzvergleich 69.-

Riesenauswahl. Immer. Günstig.
ottos.ch